



Stephan Reinhardt

Georg Herwegh

Eine Biographie

*Seine Zeit –
unsere Geschichte*



Wallstein

Stephan Reinhardt
Georg Herwegh. Eine Biographie

Stephan Reinhardt

Georg Herwegh

Eine Biographie

Seine Zeit – unsere Geschichte



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

Teil 1

Vormärz in Württemberg. Desertion. Exil in der Schweiz.
1817–1843

1. Kindheit und Jugend	11
2. Abbruch des Studiums – Freier Schriftsteller in Stuttgart	32
3. Desertion und Flucht in die Schweiz	43
4. Von Emmishofen nach Zürich – Redakteur der »Volkshalle«	63
5. »Gedichte eines Lebendigen«	84
6. Große Deutschlandreise	124
7. Zurück in Zürich	166

Teil 2

Paris. 1843–1849

8. Zweiter Parisaufenthalt	189
9. Fichtes »Menschenrecht auf Revolution« – Herweghs »Es kommt der Tag, da wird euch Fürsten grauen!«	214
10. Die »soziale Frage« spitzte sich zu	238
11. Revolutionsjahre 1848/49	267
12. Der »Heckerzug« und Herweghs »Legion«	303
13. Herwegh und Herzen	319

Teil 3

Genf, Nizza, Zürich. 1851–1866

14. Romantische Liebe – Irrungen und Wirrungen	337
15. Herweghs Rückkehr nach Zürich – Herwegh und Wagner, Freundschaft zweier »Kommunisten«	353
16. Emmas Rückkehr	378
17. Herwegh und Lassalle – »Bundeslied« des »Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins«	436
18. »Eisen und Blut«	449

Teil 4
Baden-Baden. 1866–1875

19. Generalamnestie – Rückkehr nach Deutschland	485
20. Mitglied der »Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands« . . .	505
21. »Code Bismarck«; »Schafott« und Krieg	513
22. »Kriegsidiotentum« und Gewalt nach außen wie nach innen: die Pariser Kommune	536
23. Stehe »im Solde der bekannten französischen Idee von 89«	554
24. Herwegh starb in Baden-Baden, »allgemein beliebt«	569
 Nachtrag	 575
 Anmerkungen	 577
Zeittafel	605
Literatur	611
Bildnachweis	624
Dank	626
Personenregister	627

Vorwort

Über Nacht machten die »Gedichte eines Lebendigen« den 24-jährigen Georg Herwegh (vorübergehend) zum berühmtesten deutschen Freiheitsdichter. Mitten im demokratiefernen Milieu des feudalstaatlichen »Vormärz« schlugen seine aufrührerischen Liedtexte der »Freiheit eine Gasse«. Bekenntnisse wie »Ich bin ein freier Mann und singe. Mein ganzer Reichtum ist mein Lied« halfen, die Märzrevolution von 1848 auf den Weg zu bringen. Als Herwegh im April des Revolutionsjahres dann aus Paris mit einer deutschen Freiwilligen-»Legion« Friedrich Hecker in Baden zu Hilfe eilen wollte, scheiterte und mit seiner resoluten Frau Emma noch fliehen konnte, verfolgte ihn lebenslang der Vorwurf: Er sei ein Salonkommunist, feige vom Kampfplatz geflohen. Als Herwegh, der politischen Linken zugehörig, sich schließlich gegen die krieglerische Einigungspolitik Bismarcks wandte, wurde der Stab über ihn gebrochen. Nichts habe der »Nestbeschmutzer« von der »deutschen Volksseele« verstanden und zutiefst das »nationale Empfinden« verletzt. (Ein in Zeiten nationaler Verengung immer wiederkehrendes Argument – so im heute sich wieder ausbreitenden völkisch-nationalistischen Denkmuster des rechten Milieus, das sich über die AfD hinaus bis in die politische Mitte hineinfranst.) Das Besitz- und Bildungsbürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ließ sich durch erhebliche wirtschaftliche Begünstigungen, die ihnen die siegreiche preußische Kriegspolitik zuspielte, auf die Seite der Völkischen und Deutschnationalen ziehen. Fortan wurde Herwegh ausgegrenzt, entweder ignoriert oder nur widerwillig und verächtlich zur Kenntnis genommen auf den Kathedern der Hochschulen und Schulen.

Der Germanist Karl Riha hat diese Geringschätzung Herweghs in der deutschen Literaturgeschichte kurz nachgezeichnet.¹ Sie begann 1850 mit den kränkenden Stichworten des Germanisten Kurt Barthels: »Los von Gott, keck im Wort, feig in der That, das ist das Motto seines Charakters.« Konstruiert und als Schablone weitergereicht wurde Herweghs angebliche »Kläglichkeit« (Riha): Ein Salonlinker, der ein Wohlleben führte vom Gelde seiner Frau, einer reichen Jüdin. Seine Gedichte nur »tosender Redeschwall«, »Augen rollende politische Leidenschaft«. Da der politische Dichter zu dieser Zeit (und zeitmodisch bis heute immer wieder einmal aus der Perspektive unpolitischer – das Politische als Humanum ignorierender – Literaturfreunde) für zweitklassig erklärt wurde, gemessen am »echten Dichter«, galt dies in besonderer Weise für Herwegh. Diese fast

durchgehende Geringschätzung der Herwegh'schen politischen Dichtung nach dem Scheitern der Revolution von 1848 in der ›westlichen‹ Germanistik und Publizistik, abgesehen vom Intermezzo der 68er-Bewegung und einigen wenigen Zwischenrufen,² setzte sich fort in der 1999 veröffentlichten »Herwegh«-Biographie von Ulrich Enzensberger. Er unterstellte der Germanistik der DDR, zu deren beachteten Autoren auch Herwegh gehört hatte: »Die DDR-Germanistik hat Herweghs Heldenleben blankgeputzt. Diese neue Biografie stellt es zum ersten Mal in seiner ganzen Ambivalenz aufgrund zahlreicher, teilweise neu erschlossener Quellen dar.« Die »ganze Ambivalenz«, die Ulrich Enzensberger angeblich erstmals in seiner spöttisch »Ein Heldenleben« untertitelten Biographie anführte, fasste er in den literaturgeschichtlich schon festgezurrten Schablonen zusammen: Dandy, Hysteriker, Salonrevolutionär, Politikasperle. Ingo Fellrath, Mitkurator der zuverlässigen Düsseldorfer Herwegh-Ausstellung »Freiheit überall, um jeden Preis!« von 1992, hat den hämischen Herzton und Grundfehler dieser Biographie aufgezeigt. Enzensberger ignorierte, dass und was die von ihm – wie nach der Wende von 1989/90 allgemein üblich – in toto diskreditierte DDR-Germanistik Bedeutendes in der Herwegh-Forschung geleistet hat. Mögen auch einzelne Kommentare dogmatisch gefärbt sein, so hat sich doch die ostdeutsche Literaturwissenschaft ernsthaft und zuverlässig mit Herwegh auseinandergesetzt. Die westdeutschen Germanisten ließen ihn dagegen in der Regel links liegen. Bestenfalls lächelte die konforme Mainstream-Germanistik milde. Nur wenige Publikationen wurden im deutschen Westteil veröffentlicht, die sich messen lassen konnten mit den Arbeiten von Bruno Kaiser und Ingrid und Heinz Pepperle. Ingrid Pepperle hat (in Verbindung mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein) mit Ausdauer und Sachverstand im Bielefelder Aisthesis Verlag eine sechsbändige »Kritische und kommentierte Gesamtausgabe« der »Werke und Briefe« auf den Weg gebracht. Eine besondere – editorische und kommentierende – Lebensleistung der Karlsruher Literaturwissenschaftlerin Ingrid und ihres Mannes Heinz Pepperle. Ohne sie wäre dieser Versuch einer (kulturgeschichtlich angelegten) Biographie nicht möglich gewesen. Weckruf dafür war das »Zeit«-Porträt von Michail Krausnick »Germania, mir graut vor dir«,³ in dem der Neckargemünder Herwegh-Kenner angesichts der fast ganz vorliegenden Herwegh-Ausgabe (sie wurde 2019 mit dem 3. Band abgeschlossen) um eine neue Herwegh-Biographie bat. (Ermunterungen, auf dem richtigen Weg zu sein, kamen durch Beiträge von Benedikt Erenz, Christian Lindner und Hendrik Stein sowie vor allem durch etliche Gespräche mit Ingrid und Heinz Pepperle in Berlin-Karlsdorf.)

Ingrid Pepperle, Ingo Fellrath und Michail Krausnick korrigierten das Fehlurteil, das sich in der deutschen Literaturgeschichte und dann auch in der westdeutschen Germanistik festgesetzt hatte: Ausgenommen die frühen »Gedichte eines Lebendigen« (erschieden im Juni 1841), habe Herwegh nicht mehr viel zu Papier gebracht. Ein Irrtum. Ebenso wurde Herweghs verblüffende Leistung als junger, erstaunlich urteilssicherer Literaturkritiker nicht zur Kenntnis genommen.

Ebenso übersehen wurde, dass Herwegh einer der ganz wenigen standhaften deutschen Demokraten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Wie kaum ein zweiter hat Herwegh sich gegen die selbst angemessene Führungsrolle des militarisierten Feudalstaates Preußen gewandt, gegen Bismarcks Einigungspolitik durch »Blut und Eisen« sowie das ihr zugrunde liegende »Kriegsidiotentum«, gegen die zeittypische, gleichwohl zynische Überzeugung, Krieg sei nicht nur ein notwendiges, sondern auch erfolgreiches Mittel der Politik. Krieg wurde verstanden als unvermeidliche »historisch konstruktive« Gestaltungskraft.⁴ Und noch Thomas Mann erklärte in seinen (konservativen) »Betrachtungen eines Unpolitischen« von 1918 den »Militarismus« als »Erscheinungsform deutscher Moralität«.

Gegen diese Selbstverständlichkeit lehnte sich Herwegh, gestützt auf einen längeren Erkenntnisprozess, schließlich vehement auf. Wie kein anderer deutscher Schriftsteller hat er die auf Gewalt und Krieg gründende, ganz aus dem Geiste Friedrichs II. heraus geführte Politik des Hohenzollernprinzen Wilhelm – leidend – zur Kenntnis genommen und zum Gegenstand einer großen Missbilligung gemacht: sowohl des Kronprinzen (des »Kartätschenprinzen«) von 1848/49 als auch des 1864, 1866 und 1870 drei Einigungskriege führenden preußischen Königs Wilhelm I., der dann als Kaiser Wilhelm I. einem, so der leidenschaftliche Republikaner Herwegh, »Unding der Geschichte« vorstand. Diese Zeit, so Herwegh, sei zutiefst krank. Herwegh ächtete den Krieg als »Barbarei«.

Die sechsbändige Gesamtausgabe der »Werke und Briefe« gibt erstmals den Blick frei auf einen Autor, der als Zeitgenosse die industrielle Revolution und die mit ihr entstehende Arbeiterbewegung begleitete, und mehr noch: der in engem Umgang mit Sozialphilosophen wie Weitling, Bakunin, Marx, Proudhon, Lassalle u. a. Antworten suchte auf die immer bedrohlicher werdende »soziale Frage« und die zunehmende Aufspaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche. Herwegh ist darin heute ganz aktuell. In ihm spiegeln sich die sozialen und politischen Verwerfungen der Gegenwart. Im Laufe von Herweghs Leben entfaltete und vergrößerte sich der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit immer mehr – bis hin zu grotesker sozialer Ungleichheit. Herwegh begleitete sie kritisch und

produktiv, zunächst als Sänger politischer Freiheit, dann als satirischer Lyriker. In der sich immens steigernden Ungleichheit wurde das Allgemeinwohl dem Renditeverlangen der Kapitalbesitzer geopfert. An der Erörterung der damit gestellten Fragen nahm Herwegh leidenschaftlich Anteil: Privates oder kollektives Eigentum? Im Interesse des Allgemeinwohls eingreifende sozialstaatliche Regulierung und Verstaatlichung oder wirtschaftsliberaler Nachtwächterstaat? Reform oder Klassenkampf und revolutionäre Umwälzung der Eigentumsverhältnisse? Auf jeden Fall waren (und sind) Sozialismus und Demokratie zwei einander bedingende Seiten einer Medaille. Nahezu alle Beteiligten auf der Linken – von Weitling bis Marx – plädierten dabei in besonderer Weise mindestens auch für das Erfolgsmodell der Genossenschaften. 1948 haben die Väter des Grundgesetzes im Interesse des Allgemeinwohls in den Artikeln 14 und 15 die Sozialpflichtigkeit des Eigentums und das Prinzip der Vergesellschaftung ausdrücklich in die Verfassung geschrieben. Doch darin ruhen und schlafen sie. Von Herwegh bis Kevin Kühnert indes ist es ein Weg. Auf völkisch-rassische und nationalistische Stereotypen, die im Zuge der derzeitigen dritten Revolution der digitalisierten Globalisierung die Gedankenmuster eines sowohl sozialen wie demokratischen Staates in Frage stellen, fand der Weltbürger und Europäer, zu dem sich Herwegh im Laufe eines turbulenten Lebens entwickelte, produktive Antworten. Zum Beispiel in Sätzen wie »Die Rassenfrage gehört in die Gestüte, nicht in die Geschichte« oder »Blut soll fließen, aber in uns«. Diese Biographie versucht, Herwegh Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und im Blick zurück will sie helfen, die Gegenwart besser zu verstehen.

Teil 1

Vormärz in Württemberg. Desertion. Exil in der Schweiz. 1817–1843

1. Kindheit und Jugend

Zwei Jahre und etliche Monate vor den Karlsbader Beschlüssen, am 31. Mai 1817, kam Georg (Friedrich Rudolf Theodor Andreas) Herwegh in Stuttgart zur Welt. Getauft wurde er vierzehn Tage später, am 15. Juni, in der Stuttgarter Altstadt in der spätgotischen Hospitalkirche. Herwegh war der Sohn des gelernten Kochs und späteren Gastwirts Ludwig Ernst Herwegh und seiner acht Jahre älteren Frau Rosine Katharina geb. Märklin. Der Vater stammte aus einfachen Verhältnissen, war der Sohn eines hessischen Kammerdieners (eines »Lakaien«) am Darmstädter Hof. In Stuttgart betrieb er zunächst das Gasthaus »Sonne«, wobei ihm immerzu Geldsorgen zusetzten. Die Mutter entstammte einer alteingesessenen schwäbischen Apothekersfamilie. Ihr Bruder Gottlieb Friedrich Märklin führte in Balingen, 70 Kilometer südwestlich von Stuttgart, eine Apotheke.¹ Dessen Sohn – Herweghs Cousin – Johann Jacob Märklin wurde Arzt und praktizierte in Balingen.

Stuttgart mit seinen ungefähr 20.000 Einwohnern war Residenzstadt, Hauptstadt des streng evangelischen, zweieinhalb Millionen Einwohner zählenden Königreiches Württemberg, des kleinsten Königreiches in Europa. Napoleon hatte 1806 den machtbewussten, 2,11 Meter großen und – so die Legende – etwa 200 Kilogramm schweren Kurfürsten Friedrich von Württemberg zu einem seiner treuesten Vasallen gemacht, indem er dem absolutistischen Autokraten, genannt der »schwäbische Zar«, die begehrte Königskrone aufsetzen ließ und dessen Landesterritorium um die Hälfte erweiterte. Der Preis war entsprechend hoch und blutig: Von den 12.000 württembergischen Soldaten, die 1812 mit Napoleon nach Russland zu marschieren hatten, kehrten nur wenige hundert in ihre schwäbische Heimat zurück. König Friedrich I., der »dicke Friedrich«, wie er auch genannt wurde, starb 1816, gut ein halbes Jahr vor Georg Herweghs Geburt. Seiner Missernten und Hungersnöte wegen ging das Jahr 1816 als »Jahr ohne Sommer« in die Annalen ein. Friedrichs I. Nach-

folger König Wilhelm I. (1781-1864) reformierte den absolutistischen Staat – in welchem sein Vorgänger mit Napoleons Hilfe die Verfassung abgeschafft hatte – in einen Verfassungsstaat. Stuttgart, die mit der beginnenden Industrialisierung rasch wachsende Metropole Schwabens, wurde wirtschaftlicher Knotenpunkt von Handel und Verkehr. Das nahe Tübingen – mit der 1477 gegründeten Eberhard-Karls-Universität eine der ältesten deutschen Universitätsstädte – wurde Mittelpunkt des geistigen Lebens des kleinen Königreichs. Verlage, Druckereien und Buchhandlungen – wie überall in Deutschland begünstigt durch neue Reproduktionsverfahren (Schnellpresse) – blühten auf. Die relativ liberale Verfassung erlaubte eine relative Pressefreiheit. Zahlreiche Zeitungen lagen in Stuttgarts Lesekabinetten auf. Eine erstaunliche Zahl: Allein 250 Schriftsteller lebten in der Stadt, der bekannteste unter ihnen Ludwig Uhland, der ab 1815 zugleich als Landtagsabgeordneter und führender Sprecher der »Landstände« freisinnige Ideen vertrat. 1848 trat er im ersten gesamtdeutschen Parlament, in der Frankfurter Nationalversammlung, als Demokrat für die Abschaffung des Adels und die Bewaffnung des Volkes ein.

Die Ehe von Herweghs Eltern war unglücklich. Ewige Streitereien führten zu andauernd hässlichen Szenen. Der Vater wurde tötlich. Die Großeltern mütterlicherseits in Balingen, der 3.000-Einwohnerstadt auf der Alb, am Fuß des Hohenzollern, boten der Mutter, Georg und der fünf Jahre jüngeren Schwester Friederike mehr als einmal Zuflucht. Und nicht Mund- oder Garkoch und Gastwirt sollte ihr einziger Sohn werden, sondern evangelischer Pfarrer, entschied die Mutter. Für Herwegh, väterlicherseits ja aus einfachen Verhältnissen, bestand in Württemberg die Chance eines gesellschaftlichen Aufstiegs nur darin, sich über die Stationen Landexamen, Maulbronner Seminar und Tübinger Stift auf die theologische Laufbahn vorzubereiten. Eine zu dieser Zeit lukrative Gelderwerbsquelle.

Lateinschule in Balingen – »Veitstanz« – Besuch des »Evangelisch-theologischen Seminars« von Maulbronn – Scheidung der Eltern

Als Georg zwölf Jahre alt wurde, 1829, nahm ihn die Mutter seiner schwächlichen Gesundheit wegen vom Stuttgarter humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium und schickte ihn auf die Lateinschule in Balingen. Dort wohnte er nicht bei seiner Großmutter Rosina oder seinem Onkel, dem Apotheker Gottlieb Märklin, sondern war Pensionsgast im Haus eines Lehrers. In Balingen verbrachte Herwegh einen wesentlichen Teil seiner »Kinderjahre«.² Kurz vor Weihnachten 1830 erkrankte der

junge Herwegh jedoch schwer an Veitstanz, an von Krämpfen und Gliederzittern begleiteten Anfällen, heute Chorea genannt. Der vom Arzt hinzugezogene Student Friderich Achill Schmidt promovierte wenig später über Herweghs Krankheitsverlauf mit dem Titel »Geschichte eines Veits-Tanzes welcher mit dem thierischen Magnetismus behandelt und zum Theil geheilt wurde«. Die besorgten Eltern ließen nach Beginn der Erkrankung den erheblich abgemagerten Jungen nach Stuttgart zurückbringen. Dort widersetzte er sich zunächst, um dem von ihm gefürchteten Vater nicht zu begegnen, der Unterbringung im Elternhaus. Als die Behandlung in Stuttgart durch »Professor Dr. Jäger« nicht so recht anschlug, nahm der 13-Jährige sie selbst in die Hand. Er therapierte sich selbst und genas, nicht zuletzt dank einer Opiumtinktur. Herwegh glaubte sich fortan im Besitz medizinischer und besonderer hellseherischer Fähigkeiten. Seine Mitschüler in Balingen bewunderten ihn dafür. Spätere Freunde fassten Vertrauen zu ihm und fragten ihn um medizinischen Rat; selbst Richard Wagner zog ihn ins Gespräch, ging es um Krankheiten und die Methoden ihrer Heilung.

Anfang April 1831 wieder in Balingen, wurde Herwegh bald darauf konfirmiert. Im Herbst des Jahres bestand er in Stuttgart schließlich das dritte Landexamen. Damit hatte er die Bedingung für das in Württemberg schon seit den Tagen der Reformation für Nichtadelige kostenlose Theologiestudium erfüllt, nicht anders als vor ihm Schelling, Hegel und Mörike.

Nach der Trennung der Eltern im Oktober 1831 verließ Herwegh Stuttgart und trat am 25. Oktober als 14-Jähriger in das »Evangelisch-theologische Seminar« Maulbronn ein, eine der eindrucksvollsten Klosteranlagen des Mittelalters nördlich der Alpen. Ein Ort, in dem der Schwarzkünstler Faust laboriert, der Astronom Johannes Kepler Gesetzen der Planetenbewegungen nachgesonnen und Friedrich Hölderlin die jüngste Tochter des Klostersverwalters, Louise Nast, verehrt hatte. Hölderlin, den Herwegh später im Turm in Tübingen besuchen sollte und auf dessen große Bedeutung als Dichter der aufbegehrenden Jugend er als Erster aufmerksam machte und dem er ein schönes Gedicht widmete.

Der Ehestreit der Eltern setzte sich derart fort, dass die Mutter nach der Trennung schließlich die Scheidung anstrebte; für den 15-jährigen Georg Herwegh eine schwere psychische Belastung. Am 19. Juli 1832 beschwor er im ersten überlieferten Brief an die Mutter – ein bewegender Brief –, es doch noch einmal mit dem Vater zu versuchen:

Ist es denn gar nicht Nicht mehr möglich? Gott, ich verzweifle fast.
Versuche es noch einmal, ach, Du weißt nicht, wie es einem Kinde zu

Muth ist, wenn es die Eltern getrennt wissen muß. – Keines von den Eltern kann ich verstoßen, das ist, wie Du wohl einsehen wirst, nicht mehr als Kindespflicht. – Probier es noch einmal.³

Doch der Appell blieb vergeblich. Drei Monate später wurde die Ehe geschieden. Die Mutter zog zu ihren Verwandten nach Balingen. Der Vater heiratete wieder: am 15. Oktober die um zwanzig Jahre jüngere Karoline Katharine Will, eine Pforzheimer Uhrmachertochter. In der Stuttgarter Eberhardstraße 31, in der Nähe des Rathauses, betrieb er eine neue Wirtschaft.

*»Herwegh, Sie dichtet z’viel und denket z’wenig!« –
Gesteigerte Vorliebe für »fremde Lektüre«*

Herwegh, der unter anderem mit einer lateinischen Reimübung und einem Hebräisch-Aufsatz die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, galt im »Evangelisch-theologischen Seminar« von Maulbronn als sonderlicher, aber gutmütiger und geselliger sowie genial begabter Mitschüler. Zunächst fiel er nicht auf und kränkelte oft. Doch dann zeigte sich: Er reimte, dichtete und schrieb Verse in die Stammbücher der Mitschüler. Als Ephorus Hauber, der Leiter des Stifts, bemerkte, wie sein vielseitig begabter Primus Georg Herwegh in Mathematik im Lauf der Zeit an Eifer nachließ, verliet er seinem Ärger Ausdruck mit dem schwäbischen Satz: »Herwegh, Sie dichtet z’viel und denket z’wenig!« Es wurde in Maulbronn ein geflügeltes Wort, so berichtete Herweghs langjähriger Studien- und Stubengenosse Theodor Ruoff, ein Freund und Vetter des Theologen David Friedrich Strauß und später ein vorzüglicher Übersetzer von Voltaires Eifersuchtstragödie »Zaire«, des größten Bühnenerfolgs des Wegbereiters der Französischen Revolution.⁴

Der Maulbronner Seminarist Herwegh aus der Stube »Athen« (Mitschüler waren Gustav Diezel, Theodor Ruoff u.a.) erreichte zwar überdurchschnittliche Leistungen, war jedoch keineswegs ein gehorsamer Schüler. Verstöße gegen die strenge Seminarordnung trugen ihm zahlreiche Strafen ein. Je älter er wurde, desto mehr häuften sich in seiner Schülerakte Einträge wie Karzer wegen »Ausdehnung der Reiseerlaubnis«, »Unvorsichtigkeit«, »Ungehorsam«, »Hang zum Schuldenmachen« und nicht zuletzt »fremde Lektüre«.

Weit mehr als der Theologie und der Ausbildung zum bevorstehenden Pfarrerberuf galt Herweghs Interesse »fremder Lektüre«. Er hatte schon zu Hause in Stuttgart, so die Mutter, immerzu gelesen, selbst un-

ter der Kirchenbank beim Gottesdienst. Nicht anders in Balingen und in Maulbronn. Der aufnahmehungrige Schüler des Maulbronner Seminars erwarb erstaunlich schnell sehr viel Kenntnis und Wissen, besonders in seinen Steckenpferden Poesie, Philosophie und Politik sowie in der Historie und Naturkunde. Er habe, schrieb Herwegh später, in Maulbronn als 15-Jähriger heimlich unter der Bank Ludwig Börnes »Briefe aus Paris« und eben auch jene aufrührerischen Reden gelesen, die im Jahre 1832 auf dem »Hambacher Nationalfest der Deutschen« gehalten wurden. Der politische Publizist Ludwig Börne, ein Vorbote der deutsch-französischen Freundschaft, war nach Ausbruch der Julirevolution 1830 nach Paris gereist, in dem bereits etwa 7.000 deutsche Emigranten lebten – mit eigener Presse und eigenem Vereinsleben. Aus seiner Korrespondenz mit seiner Freundin Jeanette Wohl entstanden die »Briefe aus Paris«. Die ersten beiden Teile erschienen vor der Jahreswende 1831/32 bei Hoffmann & Campe in Hamburg. Trotz des Verbotes in ganz Preußen am 10. November 1831 (und weiterer Bundesstaaten) lösten diese Briefe sowohl in Deutschland als auch in ganz Europa ein lebhaftes Echo aus. Julius Campe, Börnes schlagfertiger, mit einer Begabung zum Schelm ausgestatteter Verleger, ließ sich nicht einschüchtern und musste mehrfach vor Gericht erscheinen mit der Begründung, »weil das Buch die größten Schmähungen gegen ... die Fürsten und Regierungen des Deutschen Bundes enthält und zum Aufruhr reizt«. Das Hamburger, von Metternichs Wien aus gesteuerte Gericht bezog sich auf Stellen wie:

Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchen sie eine bessere Regierung einzusetzen hätten, oder – fort mit ihnen.⁵

Börne wurde der erste bedeutende deutsche politische Publizist, ein mit Witz und Satire streitender Feuilletonist, der die Weltfremdheit der deutschen Gelehrten mit seinem Wirklichkeitssinn und seinem – auch jüdischem – Kosmopolitismus aufbrach, unbestechlich im Charakter. Börne war begeistert von den Ideen der Französischen Revolution und vertraut mit dem sie vorbereitenden kritischen Geist der französischen Aufklärer, mit Molière, Voltaire, insbesondere Rousseau. Und er war nahe an Politik und Kunst zum Beispiel durch Besuche der Salons von Paris – u.a. dem des Generals Lafayette, des Befehlshabers der Nationalgarde und Anführers der liberalen großbürgerlichen Opposition, und dem des Bildhauers David d'Angers, der wenig später die Giebelfelder des Panthéon mit den Plastiken der berühmtesten Franzosen der Revolutionszeit ausstat-

tete. Börne machte durch seine »Briefe aus Paris« den heranwachsenden Vielleser Herwegh bereits schon mit Autoren wie Balzac, Victor Hugo und George Sand bekannt sowie durch seine Übersetzung von »Paroles d'un croyant« (»Worte des Glaubens«, 1834 erschienen in Hirsau und Paris) mit der religiösen Sozialphilosophie des einflussreichen bretonischen Priesterrebellens Lamennais. Börne nahm die (unvollendeten) Revolutionen von 1789 und 1830 zum Anlass, aus ihnen Notwendigkeit und Bauplan auch einer baldigen Revolution in Deutschland herzuleiten. Er prangerte an, dass das Bürgertum namentlich in der Julirevolution von 1830 den Umsturz hintertrieben hatte. Und er berichtete über den Aufstand der Lyoner Seidenweber im November 1831, bei dem Regierungstruppen die hungernden Arbeiter zusammenschossen. Woraufhin er den berühmten Satz formulierte:

Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm und zu schlecht sind, zu begreifen, dass man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse.⁶

Börne, der sich vom Anhänger des Volkskönigtums zum Republikaner gewandelt hatte, kritisierte offen den Opportunismus des deutschen Bürgertums. Dessen Schwanken und schließlicher Standpunktwechsel hatte zur Ursache:

Dem deutschen Bürgerstand wird Angst gemacht vor dem Pöbel, und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Kommando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen.⁷

Börnes Berichte und Bewertungen waren nicht nur im Sinne des Maulbronner Schülers Georg Herwegh, sondern vor allem auch Gedankengut der nach Hambach strömenden Handwerker gesellen und Studenten. Eingeladen als Ehrengast, fuhr Börne aus Paris ins pfälzische Neustadt, wo der führende publizistische Kopf unter den deutschen Emigranten emphatisch gefeiert wurde:

Gestern abend brachten mir die Studenten ... ein Vivat mit Fackelzug vor meine Wohnung. Schon früher zog mir auf den Straßen alles nach mit Geschrei: es lebe Börne, es lebe der deutsche Börne! Der Verfasser der Briefe aus Paris.⁸

Herwegh begeisterte sich nicht nur für Börne, sondern auch für den Publizisten Johann Georg August Wirth, mit dem er wenige Jahre später in engen beruflichen Kontakt kommen sollte. Der Pionier der Pressefreiheit Wirth hatte für seinen Satz große Zustimmung erhalten: »Die freie Presse ist die Schutzwehr der Völker gegen die Tyrannei der Machthaber.« Gemeinsam mit Philipp Jacob Siebenpfeiffer hatte Wirth das »Hambacher Fest« organisiert, das im Mai 1832 auf der mittelalterlichen Schlossruine Hambach stattfand, oberhalb von Neustadt an der Weinstraße. Wirth und Siebenpfeiffer waren die Hauptredner vor etwa 32.000 Studenten, Handwerkern und freiheitsliebenden »Patrioten«, die aus ganz Deutschland herbeigeströmt waren zur damals größten politischen Kundgebung für Freiheit, nationale Einheit und eine europäische Republik. Wirths zündende Kampfreden, in der er zur Bildung eines »Bundes der Patrioten« aufrief, gipfelte in einem dreifachen Hoch auf die »vereinigten Freistaaten Deutschlands« und das »conföderierte republikanische Europa«. Aus dem nahen Frankreich herbeigeeilte deutsche Exilanten sangen die Marseillaise und beliebte Arien aus Rossinis Freiheitsoperen. Wirths Hambacher Rede begeisterte Herwegh und einige der Tübinger Stifter so sehr, dass auch sie sich »Patrioten« nannten. Für Fürst Metternich, für die Obrigkeit im Deutschen Bund, war Hambach dagegen das Signal einer von Paris aus gesteuerten europaweiten Verschwörung gegen Fürsten und Feudalregime.

*1830: Julirevolution in Frankreich –
Fanfaren der Freiheit überall in Europa*

Zwei Jahre zuvor hatte die Julirevolution in Frankreich den europäischen Umbruch in Richtung Demokratie auf den Weg gebracht. Eine Wirtschaftskrise hatte die materielle Not der Bevölkerung vergrößert und die politische Repression verschärft. Karl X., ein jüngerer Bruder des 1793 hingerichteten Ludwig XVI., war 1824 seinem liberaleren Bruder Ludwig XVIII. auf den Thron gefolgt. Er verstand sich nicht wie sein Bruder (nur) als konstitutioneller Monarch, sondern als Herrscher von Gottes Gnaden. Er ließ deshalb die Pressezensur wieder einführen, löste die Zweite Kammer (den Senat) auf und schränkte das Wahlrecht ein. Daraufhin wurden unter der Parole »Nieder mit den Bourbonen« in der Nacht vom 27. zum 28. Juli in Paris Barrikaden errichtet. In Arsenalen hatten sich die Aufständischen Waffen besorgt. Die Armee, unter ihnen viele, die noch 1789 und das napoleonische Kaiserreich erlebt hatten, schlug sich ebenso auf die Seite der Revolutionäre wie die Fraktionen des Bürger-

tums. Karl X. verlor so im Laufe des 29. Juli jeden Rückhalt. Er entschloss sich zur Flucht, kurz bevor die Tuilerien, das königliche Schloss, mit dem Ruf »Vive la République!« gestürmt wurden. Nach drei »ruhmreichen«, unblutigen Tagen – »les trois glorieuses« – war das restaurative Regime Karls X. hinweggefegt worden. Die siegreichen Aufständischen erwarteten nun die Ausrufung der Republik. Doch es kam nur zu einem Dynastiewechsel – von den Bourbonen hin zum Hause Orléans, einer bourbonischen Seitenlinie.

Der renommierte Historiker Adolphe Thiers, der einflussreichste Journalist unter den Befürwortern der liberalen Spielart der konstitutionellen Monarchie, hatte den Herzog von Orléans als neuen »Bürgerkönig« (»roi-citoyen«) ausgerufen. Immerhin galt der Herzog als Vertreter liberaler Reformen. Dem Prinzip der Volkssouveränität trug Louis-Philippe auch insofern Rechnung, als er die legislative Gewalt nun mit dem Parlament teilte.

Vor, während und vor allem nach der Julirevolution des Jahres 1830 erklangen in Europa die Fanfaren der Freiheit: Die Griechen hatten sich nach Jahren des Unabhängigkeitskrieges von der osmanischen Fremdherrschaft befreit. Belgien gelang der Abfall von den Niederlanden und die Errichtung eines souveränen Staates. Polen, im Wiener Kongress von 1815 zwischen Russland, Preußen und Österreich erneut aufgeteilt und als Staat von der Landkarte getilgt, versuchte 1830 das Joch der Besatzer abzuschütteln und seine Souveränität zurückzugewinnen. Zu dauernden Unruhen kam es in Italien, das die europäischen Großmächte Frankreich und Österreich sich seit Jahrhunderten zur Beute machten und in ihrer Rivalität zum regelrechten Spielball. Der Schüler Herwegh hörte die Fanfaren der Freiheit, und er begann mitzufiebern.

Herwegh las die Klassiker und Autoren des »Jungen Deutschland«

Georg Herwegh hatte in Maulbronn mehrfach sein großes »poetisch-deklamatorisches Talent« (Zeugnis 1835) unter Beweis gestellt. Zum Beispiel in einem 12-strophigen Gedicht (in je 8, genau befolgten trochäischen Versen) über den plötzlichen Tod zweier Mitschüler.⁹ Unmittelbar davor zeigte er in einer Gedenkrede, die er für die Verstorbenen nach dem Morgengottesdienst des Neujahrstages 1833 hielt, dass er ein zuverlässiger Theologe, ein wirklicher »Gottes Streiter« (Herwegh), zu werden versprach. Seine kunstfertigen Worte in dieser gewandten »Redeact«-Lehrstunde erfüllten alle Erwartungen:

Der Tod bringt uns an die Grenze der Ewigkeit, wir haben nur einen Schritt in den Himmel, nur einen in die Hölle, aber der Glaube trägt uns glücklich über die schaurigen Tiefen zu den Gefilden der Seligen hin ... Wir kommen vom Himmel und gehen über die Erde wieder zum Himmel, unser Streben endiget in Gott.¹⁰

Aber Herwegh, der hochbegabte Schüler des Maulbronner Seminars, las ja statt der gestrengen theologischen Literatur die kosmopolitischen Klassiker Lessing, Goethe und Schiller, und nicht nur Hölderlin, Uhland, Tieck, Platen, nicht nur die Engländer Shakespeare, Byron und Shelley, sondern eben auch Börnes Ratschlägen folgend schon die französische Literatur der Zeit: als Pubertierender die anstößigen Frauenromane von George Sand, mehr noch die breit angelegten Gesellschaftsporträts von Honoré de Balzac und Victor Hugo, und nicht zuletzt die sozial aufrührerischen Chansontexte Bérangers sowie die kritischen Schriften des Abbé Lamennais, der die sozialen Ideen Rousseaus und Saint-Simons in die katholische Kirche Frankreichs hineinrug. Wofür ihn Papst Gregor XVI. 1834 ächtete.

Zunächst freilich las der junge Herwegh vor allem jene jungen deutschen Autoren, die auf Beschluss des Deutschen Bundestages vom 10. Dezember 1835 verboten wurden: die der »literarischen Schule« des »Jungen Deutschland«. Begründung des Verbots: Sie versuchten, »in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören«. Amtlicherseits aufgeführt wurden die Namen von fünf Autoren: Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt. Ludwig Börne in Paris hatte man zunächst vergessen. Die genannten Autoren bildeten zwar keine »Schule«, aber sie einte einerseits ihr Engagement gegen die reaktionäre Politik der regierenden Fürsten des Deutschen Bundes sowie ihr Protest gegen die Regelstarre in Fragen der christlichen Religion und Moral, andererseits ihr Eintreten für Freiheitsrechte und soziale Gerechtigkeit. Unter den rebellischen Autoren des »Jungen Deutschland« gab der junge Georg Herwegh den Demokraten und Republikanern Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg den Vorzug vor den Liberalen Heinrich Laube, Wilhelm Kühne und Theodor Mundt.¹¹

*Der führende Literaturkritiker
Wolfgang Menzel denunzierte Gutzkow*

Gutzkows im August 1835 von dem Mannheimer Verleger Dr. Zacharias Löwenthal herausgegebener Roman »Wally, die Zweiflerin« war bereits einen Monat nach Erscheinen nicht nur in Preußen, sondern in den meisten Staaten des Deutschen Bundes wegen »Unmoral« verboten worden – ausgerechnet auf Initiative hin und mittels des Gutachtens des damals maßgebenden Literaturkritikers Wolfgang Menzel. Menzel war zunächst Gutzkows Freund und Mentor gewesen, er hatte ihn nach Stuttgart geholt in seine Redaktion der einflussreichen Literaturbeilage von Cottas führender deutscher Kulturzeitschrift, dem »Morgenblatt für gebildete Stände«. Der königstreue und christlich-orthodoxe Menzel, inzwischen hatte er sich mit dem Republikaner Gutzkow überworfen, denunzierte in der Ausgabe vom 11./13. September seines »Literaturblattes« dessen Roman »Wally, die Zweiflerin« als »französische Affenschande«, angefüllt mit »vollkränklicher, raffinierter, ausgetüftelter Wollust«, »gotteslästerlich« und »sittenverderbend«, und er befand: »Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren.« Schläge unter die Gürtellinie. Gutzkow, Menzels ehemaliger »Adjutant«, hatte in seinem in drei Wochen niedergeschriebenen Roman die bizarre Liebesgeschichte der exaltierten und depressiven Adligen Wally und des zynischen, hochintelligenten Lebemanns Cäsar erzählt. Ein Hauptthema des Romans war die Problematik der sexuellen Emanzipation der modernen Frau, inspiriert von George Sands Erfolgsroman »Lélia«, dem Psychogramm einer das sexuelle Selbstbestimmungsrecht einfordernden Frau. Das zweite Thema war »die religiöse Emanzipation, der Glaubenszweifel« (Jörg Drews), an dem Wally schließlich zugrunde geht. Wally las die aufwühlenden Argumente, mit denen zeitgenössische Religionskritiker wie David Friedrich Strauß die göttliche Existenz von Jesus Christus verneinten, und sie entlebte sich daraufhin mit einem Stilett. Gutzkows Kommentar: »Sie, die Zweiflerin, die Ungewisse, die Feindin Gottes, war sie nicht frömmere als die, welche sich mit einem nicht verstandenen Glauben beruhigen?« Die Romanszene, in der sich Wally auf Cäsars Bitte hin splinternackt entkleidet und sich ihm rauschhaft hingibt – was Gutzkow damit begründete, dass doch »das wahrhaft Poetische unwiderstehlich ist, dass das Poetische höher steht, als alle Gesetze des Herkommens und der Moral« –, wurde von Menzel als Pornographie denunziert. Menzels als Kritik getarnte Denunziation führte dazu, dass Gutzkow in Mannheim beim Mittagstisch im »Pfälzer Hofe« verhaftet, sechs Wochen in Untersuchungshaft gehalten und dann wegen des »Angriffes auf die christliche

Religion« zu vier Wochen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Die »Klage auf Blasphemie und Darstellung unzüchtiger Gegenstände« ließ das Gericht fallen. Der Mannheimer Verleger Zacharias Löwenthal wurde freigesprochen.¹² Allerdings überstand er mit seinem Verlag nicht den wirtschaftlichen Schaden, den ihm das Verbot zugefügt hatte.¹³ Dass sich von »Wally« auch die Autorenkollegen Heinrich Laube und Mundt distanzierten, enttäuschte Gutzkow besonders. Laube hatte, um seine Karriere nicht zu gefährden, seine oppositionelle Haltung schnell wieder aufgegeben, weshalb ihn Herwegh als »Überläufer« bezeichnete.

Verbot des »Jungen Deutschland«

Das Mannheimer Urteil, das einen scharfen Einschnitt in Gutzkows Leben bedeutete, gab den Anstoß zum Verbot des »Jungen Deutschland« laut Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835. Menzel hatte nicht nur Gutzkow, sondern auch Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt als »Schwächlinge, Wollüstige, literarische Wüstlinge, Auswurf der Nation« bezeichnet. Ihre Werke seien, wie schon angedeutet, voller »ins Bordell gehöriger Nuditäten«. Und, ereiferte er sich weiter: »Die Physiognomie des jungen Deutschland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuesten Mode gekleideten, aber gänzlich blasiereten, durch Liederlichkeit entnervten Judenjünglings mit spezifischem Moschus- und Knoblauchgeruch.« Und Heine, dem Menzel immerhin Talent zubilligte, benutze seine Fähigkeiten nur, um über »alles Heilige und Hohe, Edle und Unschuldige in der Welt« zu lästern. Menzel war mit seinen chauvinistischen, christlich-dogmatischen und antisemitischen Ansichten der personifizierte Reaktionär, ein Metternich der Literatur. Vergeblich versuchte Gutzkow mit Menzel, indem er ihn einen »Denunzianten« nannte, ein Duell herbeizuführen. Der verweigerte es.

Gutzkow als geistiger Mentor. Literatur als Kritik an den herrschenden Verhältnissen

Herwegh las und bewunderte von früh an den sechs Jahre älteren, gebürtigen Berliner Karl Gutzkow. Er wurde eines seiner Vorbilder. Gutzkows Vater, ein gelernter Maurer, hatte sich vom »Bereiter« (Pferdeknecht) bis zum Stallmeister des Prinzen Wilhelm von Preußen – des späteren »Kartätschenprinzen« – hochgedient. Als Einser-Absolvent des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums – wo er sich mit seinem zeitweisen Mit-



Abb. 1: Karl Gutzkow

schüler Adolf Glaßbrenner angefreundet hatte – erhielt Gutzkow sogleich freien Zugang zur benachbarten Universität, wo er noch bei Hegel und Schleiermacher Philosophie und Theologie studierte. Am 3. August 1830 erhielt er in der großen Universitätsaula in Gegenwart des Kronprinzen für seine akademische Preisschrift »De diis fatalibus« einschließlich einer Geldprämie den Preis der Philosophischen Fakultät – aus der Hand Hegels.

Gutzkow, ein homo politicus, ergriff die Chance, die ihm der Tübinger Verleger Georg von Cotta bot. Das Presse- und Verlagswesen blühte seit Kurzem auf, sodass er es wagte, Berufsschriftsteller zu werden. Als überzeugtem Republikaner bot sich ihm publizistische Reibungsfläche genug: polizeistaatliche und spätfeudale Verhältnisse, die Vielstaaterei mit ihren vierunddreißig Monarchien bzw. Herzog- und Fürstentümern. Gutzkow trat ein für einen Rechtsstaat, der individuelle Freiheit und soziale Gerechtigkeit gleichermaßen gewährleistete. Bestimmend wurde für ihn der Satz: »Das höchste Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit der Selbstbestimmung.« Das hieß für den frankophonen Gutzkow, der ebenfalls Franzosen wie Balzac, Hugo und Saint-Simon las, in gleicher Weise: sich zu befreien von klerikaler Bevormundung, religiösen Zwängen und engstirnigen Moralvorschriften. Für Gutzkow war es Kunst und Literatur vorbehalten, sich nicht in vergangene historische Epochen oder in überzeitliche Traumwelten zu flüchten, sondern das Leben der Gegenwart – gesellschaftliche Wirklichkeit – zu beschreiben. Und dabei poli-

tische und soziale Ideen zum Ausdruck zu bringen und sie in der Form eines »Ideenschmuggels« zu präsentieren – wie er in »Wally« verfahren war im Geiste der Religionskritik der Linkshegelianer. Noch Georg Büchner, dessen Talent Gutzkow sofort erkannte und förderte, hatte er 1835 den Rat erteilt: »Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit, Wein verhüllt in Novellenstroh.« Als zum »Ideenschmuggel« besonders geeignet erklärte Gutzkow Roman- und Novellen-Prosa und das essayistische Genre der Literaturkritik. Kritik sei nicht nur Kampfstätte für die zeitgenössische Literatur, sondern sie eigne sich auch dazu, Kritik an den herrschenden Verhältnissen zu üben. Das alles war ganz im Sinne des Maulbronner Gymnasiasten und Tübinger Stiftlers Georg Herwegh. Er habe »die Entwicklung« seines »Geistes zum förmlichen Studium gemacht«, schrieb Herwegh an Gutzkow später (am 1. Juli 1839), und er sei »stolz darauf, der einzige Schwabe zu sein, der Ihnen aufrichtig und ganz huldigt«. ¹⁴

Heines Schriften auf dem Index

Nicht nur der Thron, auch der Altar bekämpfte regelrecht die Autoren des »Jungen Deutschland«. Am 7. Oktober 1836 wurde in allen Kirchen Roms bekannt gegeben, dass Heinrich Heines Schriften »De L'Allemagne«, »Reisebilder« und »De la France« auf den römischen Index gesetzt wurden wegen Propagierung des Endes des Christentums, der Aufkündigung der Heiligen Allianz von Thron und Altar, von Kirche und Staat. In der Urteilsbegründung hieß es: »Verfasser dieser drei in den Jahren 1833-34-36 in Paris gedruckten Werke ist Heinrich Heine, ein preußischer Untertan, der vom Deutschen Bund als Anführer der neuen ›Das Junge Deutschland‹ genannten Sekte geächtet wurde ... Alle strotzen vor religionsfeindlichen und gottlosen Grundsätzen und in allen wird das Christentum verspottet, die katholische Religion diskreditiert. ... Schließlich trachten alle danach, die Regierungen in Verruf zu bringen und die Völker zur Revolution aufzustacheln und diese als Anbruch der allgemeinen Befreiung auszugeben. Die Heilige Kongregation hat befunden, dass alle drei das Verbot unbedingt verdienen, denn alle drei Werke sind voller Irrtümer, Gotteslästerungen, Unanständigkeiten und Grundsätze, die den Umsturz der sozialen Ordnung beabsichtigen.« ¹⁵ Die »Emanzipation« von Thron und Altar durch die von Heine propagierte neue »Religion der Freiheit« – das empfand der Klerus als existenzbedrohende Kampfansage. Sie prägte nicht nur das 19. Jahrhundert.

Mignets »Geschichte der Französischen Revolution«

Im letzten Maulbronner Semester, im Sommersemester 1835, schrieb der 18-jährige Herwegh eine Hausarbeit über Mignets »Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814«. Der Historiker François-Auguste Mignet hatte 1824 in Paris eine zweibändige »Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814« veröffentlicht, die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Die sechsbändige gleichnamige »Geschichte der Französischen Revolution« seines Freundes Adolphe Thiers erschien nahezu gleichzeitig von 1823 bis 1827, und auch sie begründete ihren gemeinsamen Ruhm als führende französische Historiker. Beide, Mignet wie Thiers, prägten im nachnapoleonischen restaurativen Frankreich die im allgemeinen positive Haltung zur Revolution von 1789, indem sie sie als natürliche Folge der feudalen Verhältnisse rechtfertigten. Damit halfen sie, die Julirevolution von 1830 vorzubereiten.

Da August Schäfers deutsche Übersetzung der verbesserten fünften Auflage von Mignets »Geschichte« erst 1836 erschien (im Mannheimer Verlag Heinrich Hoff), bediente sich Herwegh der französischen Ausgabe. Dass er sich dabei Mignets Urteil anschloss, erregte im konservativen Maulbronner Seminar Aufsehen. Ein Exemplar der Schülerzeitung »Der lachende Kosmopolit«, die Herwegh mit Rolf Diezel, seinem Maulbronner Freund (der später Journalist und politischer Schriftsteller wurde), herausgab und handschriftlich verbreitete, ist leider nicht erhalten. Herweghs gesteigertes Interesse für die Ereignisse und Personen der Französischen Revolution hielt lebenslang an.

In der Maulbronner Abschlussprüfung erhielt Herwegh in den Fächern Poesie und Deklamation die zweitbeste Note, ansonsten befand er sich innerhalb des Durchschnitts.

*Eintritt ins Tübinger Stift und Immatrikulation an der
Theologischen Fakultät der Universität Tübingen – Hölderlin*

Die lustlos absolvierte Aufnahmeprüfung ins Tübinger Stift bestand der 18-jährige Herwegh als Sechszwanzigster unter 32 erfolgreichen Kandidaten. Er war damit einer von insgesamt etwa 150 Stipendiaten des Stiftes. Am 23. Oktober 1835 trat er in das streng geführte evangelische Konvikt ein, das bis zur Reformation ein Augustinerkloster gewesen war. Am 29. Oktober dann wurde er an der Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität immatrikuliert. Somit setzte Herwegh im Tübinger Stift die theologische Ausbildung auf Staatskosten fort – wie schon viele

berühmte Schwaben vor ihm: die legendäre Stubengemeinschaft der Hölderlin, Schelling und Hegel, danach kamen Hauff, Mörike, Waiblinger, nicht zuletzt der Philosoph Friedrich Theodor Vischer, der Jahre später, im Juli 1843, Herweghs Gedichte verständnislos abfällig rezensierte.

Tübingen war eine Stadt mit über 8.000 Einwohnern. Die Landesuniversität des Königreichs Württemberg war nicht nur Pflanzstätte vieler gelehrter Männer, sondern auch Ort eines ausgebildeten akademischen Kneipenlebens. Im ersten Stock des Hölderlinturms am Neckar lebte seit seinem 37. Lebensjahr, seit 1807, der an Schizophrenie erkrankte Friedrich Hölderlin in der Pflege des Schreinermeisters Ernst Zimmer, 36 lange Jahre, bis zu seinem Tode im Jahre 1843. Unter den Studenten und Dichtern, die ihn besuchten, befand sich auch Herwegh. Der Hölderlin, den Herwegh sah, war ein »Greis«, der »nichts mehr bieten kann als einige übelgriffige Akkorde auf einem elenden Klavier«.¹⁶ Im Herbst 1840 schrieb Herwegh das schöne Sonett »Hölderlin«, und zuvor, im November 1839, bat er den Verleger Cotta in dem Aufsatz »Ein Verschollener«,¹⁷ den schon vergessenen Hölderlin in einer repräsentativen Ausgabe »in würdiger Ausstattung« zurück ins »schwache Gedächtnis« zu holen.

Herwegh verstand Hölderlins Erkrankung politisch: Hölderlin, ein großer, altruistischer, zur Freiheit drängender Geist, seiner Berufung zum Dichter verpflichtet, sei von den nur dem Nutzen Verpflichteten sowie allein eng und opportunistisch Agierenden an den Rand der Gesellschaft gedrängt und auf diese Weise gleichsam krank gemacht worden: »Hölderlin, der eigentlichste Dichter der Jugend«, schrieb Herwegh in seinem Aufsatz, »dem Deutschland eine große Schuld abzutragen hat, weil er an Deutschland zugrunde gegangen ist. Aus unsern jämmerlichen Zuständen, ehe noch unsere Schmach voll wurde, hat er sich in die heilige Nacht des Wahnsinns gerettet, er, der berufen war, uns voranzuschreiten, und uns ein Schlachtlied zu singen.« Hölderlins »Schlachtfeld« war für Herwegh auch das seine: das des »Vaterlandes«, aber eben eines der Humanität, des »freien, großen Sinnes« (Herwegh). Genies wie Hölderlin lebten dagegen »wie Fremdlinge im eigenen Haus«. »Barbaren«, »mit denen er es zu thun« hatte, zerstörten seinen »schönen Geist«.

Auch in Hölderlin sah Herwegh ein Vorbild, einen ihm verwandten idealistischen Geist. Sie teilten die schwäbische Herkunft und bestritten, von Haus aus nicht begütert, ihre theologische Ausbildung dank staatlicher Hilfe auf dem Maulbronner Seminar und dem Tübinger Stift. Wie Hölderlin, der schließlich auf das Amt des Geistlichen verzichtet hatte und seiner Berufung zum Dichter gefolgt war, zog es auch Herwegh in diese ungewisse Zukunft. In der ersten Strophe seiner gelungenen Hommage auf Hölderlin drängte es ihn zu der Aussage, dass den

kleinteilig »Klugen«, den von der bloßen Realität geführten Normalbürger, immerzu die »Horen«, die täglichen Pflichten, »leiten« würden. Den »Genius« dagegen, den die »Gottheit« zur Welt gebracht hat, leitete anderes an. Und weil die »Gottheit« wisse, dass der Dichter »arm« dran sei, »legt sie am bösen Tag dem armen Kinde / Mit weicher Hand ums Aug' des Wahnsinns Binde, / dass es nie sehe, was das Herz verloren«. Die Götter haben daher schon zu seinen Lebzeiten den Genius Hölderlin »aus der Welt gebracht«, das heißt, ihn »freundlich« zu seinem Schutze dem Wahnsinn anheimgegeben.¹⁸

Hölderlin sei »zugrundegegangen« »an Deutschland«, an seinen »jämmerlichen Zuständen« – mit dieser Deutung nahm Herwegh lange vorher schon vorweg, was der französische Germanist Pierre Bertaux in seiner »Hölderlin«-Monographie von 1978 herausstellte, nämlich dass der Jakobiner und (wie Hegel und Schelling in der gemeinsamen Tübinger Studierstube) Fürsprecher der französischen Revolution eben deshalb zum Außenseiter stigmatisiert wurde. Geisteskrank sei er nicht gewesen, sondern nur ein »edler Simulant«.¹⁹

Bei seinem Eintritt am 23. Oktober 1835 in das Tübinger Stift zum Wintersemester 1835/36 hatte Herwegh die Verpflichtung unterzeichnen müssen, »auf Ehre und Gewissen« keiner Burschenschaft beizutreten und politische Gespräche zu meiden. Mit seinem gleichaltrigen Freund Gustav Diezel, mit dem er gemeinsam vom Maulbronner Seminar zum Tübinger Stift gewechselt war, schloss er sich dennoch der studentischen Vereinigung der »Patrioten« an. Sie waren Wirths Appell auf dem »Hambacher Fest« gefolgt und pflegten in dieser Verbindung ohne Statuten heimlich burschenschaftliches Gedankengut. Ihre Mitglieder nannten sich auch »Königsstiftler«, weil sie sich regelmäßig in Tübingen im »Gasthaus zum König« an der Herrenberger Straße trafen. Dort diskutierte »Horst«, so Herweghs Kneipname, mit den Kommilitonen Gustav Diezel, Emil Feuerlein, Robert Mayer (dem späteren Begründer der mechanischen Wärmelehre und des Gesetzes von der Erhaltung der Energie) u. a. über die Streitthemen ihrer Zeit: über literarische, philosophische und nicht zuletzt politische Fragen. Sie traten wie Wirth ein für demokratisch-republikanische »Volkssouveränität« und zugleich für das von Börne geforderte Ende des »Krieges der Reichen gegen die Armen« sowie für Gutzkows »Freiheit der Selbstbestimmung«. Sie begeisterten sich für die Freiheitsbewegungen in Griechenland, Polen und Italien, trugen sich Gedanken der Frühsozialisten wie die von Saint-Simon vor und lasen sich Passagen aus den emanzipativen Frauenromanen von George Sand vor. Eine besondere Rolle spielte dabei die Religionskritik von David Friedrich Strauß.

David Friedrich Strauß »Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«

Der graduierte Dozent David Friedrich Strauß, von 1832 bis 1835 Repetent,²⁰ hatte drei Monate vor Herweghs Eintritt, im Juli 1835, das Tübinger Stift verlassen müssen. Seine vielbesuchten Lehrveranstaltungen sowie die 1835/36 bei Oslander in Tübingen erschienene zweibändige Streitschrift *»Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«* erregten großes Aufsehen. Strauß war plötzlich der berühmteste und berüchtigtste Theologe seiner Zeit. Vorurteilsfrei hatte er bei der Durchsicht der vier Evangelien des Neuen Testaments die Quellen der angeblichen geschichtlichen Existenz Jesu, insbesondere seiner Wunder, wie historische Dokumente behandelt und überprüft. Und sie dabei nicht als Schilderung historischer Ereignisse, als historische Wahrheit bestätigt gefunden. Also hat er sie zu Mythen, zu Legenden, zu Erfindungen erklärt. Diese Mythen seien, so Strauß, »geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage«. Jesus war kein Gottessohn, sondern wurde, stellte Strauß fest, mythologisch überhöht zu eben demselben. Mit dem sprichwörtlichen Wort Gottes hatten die Evangelien nichts zu tun. Keineswegs waren die den »überall geltenden Gesetzen des Geschehens« widersprechenden Wunder ein Eingriff Gottes in die Ordnung der Natur. Das war stärkster Tobak: Die biblischen Erzählungen enthielten keinerlei historische Wahrheit. Gläubige waren empört. Religionskritiker dagegen stimmten Strauß zu.

Hegels Schüler spalteten sich daraufhin in Links- und Rechtshegelianer. Vor allem aber: Strauß hatte damit die Masse der Christen geradezu schockiert. Sie hielten nach wie vor Altes und Neues Testament für Gottes Wort, für die wörtliche Offenbarung des Weltenschöpfers. Strauß, 27 Jahre alt, hatte mit *»Das Leben Jesu, kritisch betrachtet«* dagegen seine theologische Laufbahn zerstört. Der Entlassung im Juli 1835 aus dem Tübinger Stift folgte auch die aus dem Kirchendienst. Einige Jahre später endete seine im liberalen Zürich sich doch noch anbahnende Universitätskarriere angesichts eines blutigen Aufruhrs. Als Strauß 1839 nämlich als Theologieprofessor an die Universität Zürich berufen werden sollte, gerieten die Züricher Gläubigen und die Bauern des Kantons in hellen Aufruhr.

Straußens bahnbrechende Religionskritik hatte auch Herwegh überzeugt. Und mit Herweghs Zustimmung zu Straußens offenkundig kritischer Theologie wuchs auch sein Widerstand gegen das strenge disziplinarische Regelwerk im Tübinger Stift. Er las Verbotenes und Unliebsames. Er nahm maßgebliche neuere deutsche und französische Zeitschriften zur Kenntnis. So las er wohl auch in einem der Lesekabinette der Stadt die *»Revue des Deux Mondes«*. Monatlich veröffentlichte sie einen Großteil

der wichtigsten französischen Autoren.²¹ Er las offenbar auch Ludwig Börnes Zeitschrift »La Balance«, die nur kurz, von Januar bis Juni 1836, in Paris erschien. Herwegh saugte förmlich alles auf, was Börne, Heine und Gutzkow publizierten und was er davon erreichen konnte.

Der Leitung des Stifts war der Student Georg Herwegh eben deshalb ein Dorn im Auge. Sie bescheinigte ihm, dass es ihm seit seinem Eintritt in das Stift an Fleiß im Studium der Theologie mangle und dass er zu viel Interesse der Belletristik widme. Sie warfen ihm und seinem Freund Gustav Diezel schließlich die Zugehörigkeit zur burschenschaftsähnlichen Vereinigung der »Patrioten« vor; und nicht zuletzt, dass er in brieflichem Kontakt mit Autoren des »Jungen Deutschland« stehe. Also zu jenen Autoren, die, so der offizielle Begründungstext des Verbotes, »die christliche Religion auf die frechste Weise« angriffen, die »die bestehenden sozialen Verhältnisse« herabwürdigten und »alle Zucht und Sittlichkeit« zerstörten. Herwegh wurde der Stiftsleitung missliebig. Zwar erteilte ihm das »Inspektorat« die Erlaubnis, sich von Tübingen aus zu Fuß oder mit der Postkutsche nach Balingen zu den Verwandten zu begeben oder nach Stuttgart zum Vater. Mehr und mehr indes geriet er überkreuz mit der Haus- und Disziplinarordnung des Stiftes. Karzerstrafen wurden gegen ihn verhängt: Wegen mangelnden Fleißes oder weil er die Reiseerlaubnis überzogen und obendrein Schulden gemacht hatte. Buchhändlern und Schneidern schuldete Herwegh bald an die 140 Gulden. Als er am 17. Juli 1836 wieder einmal in der Stadt – wie seinerzeit auch der 18-jährige Stifter Hegel – des Guten zu viel »dem Bacchus geopfert« hatte (auch Hegel verbrachte darum einige Stunden im Karzer) und, zurück im Stift, aufsässig gewesen sein soll, war für die Stiftsleitung das Maß voll. Wegen »Beitrunktheit und einem im höchsten Grade injuriösen Betragens gegen einen Repetenten« musste er auf Beschluss des »Inspektorates« zunächst vom 18. bis 26. Juli 1836 im Karzer des Tübinger Stiftes Quartier beziehen. Danach wurde er mit »Verfällung in den Kosten-Ersatz« des Stiftes verwiesen, das hieß, er hatte die bisher bezogenen Stipendiumsgelder wieder zurückzuzahlen – aus seinem zukünftigen Gehalt. Herwegh unterzeichnete am 5. August freilich nicht ohne innere Genugtuung das Entlassungsschreiben und verließ noch am selben Tag nach gut zehn Monaten Zugehörigkeit das Tübinger Stift.

Er blieb in Tübingen und wechselte zum Wintersemester 1836 in die Juristische Fakultät der Universität. Im Wesentlichen aber hörte er geschichtliche und literaturwissenschaftliche Vorlesungen. Nach einem halben Jahr, am 9. Juni 1837, brach er das Studium der Rechte wieder ab. Nicht Jurist wollte er werden, sondern Schriftsteller – wie Gutzkow oder Börne oder Glaßbrenner. Und Stücke schreiben wie Gutzkow oder

Brief- bzw. Journal-Prosa wie Börne und dessen Kontrahent Heinrich Heine, aber auch Theater- und Literaturkritiken. Wobei ihm das Satirische ebenso lag wie dem Berliner Glaußbrenner.

*Hegels letzter Satz in seiner letzten Philosophievorlesung:
»Die Freyheit ist das Innerste ...«*

David Friedrich Strauß prägte Herwegh, und mit ihm tat es auch dessen Philosophielehrer Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der Tübinger Stifter, der dort schon im Oktober 1788 ein Zimmer bezogen hatte, Rousseau las, von dessen *Volonté générale* fasziniert war und sich mit seinen Freunden Friedrich Hölderlin und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling für die gerade in Paris ausbrechende Französische Revolution begeisterte. Sie verfolgten sie anhand der Presseberichte. Strauß hatte am 11. November 1831, einem Freitag, drei Tage vor Hegels Tod, noch dessen Vorlesung besucht. In Berlin wütete gerade die aus Russland und Polen eingeschleppte »asiatische Cholera«. Sie kostete 1.426 Menschen, unter ihnen Hegel, das Leben. Als Hörer in der letzten Vorlesung Hegels über die »Grundlinien der Philosophie des Rechts« notierte Strauß als letzten Satz Hegels: »Die Freyheit ist das Innerste, und aus ihr ist es, dass der ganze Bau der geistigen Welt hervorstiegt.« Hegel, ein Gegner jedes religiösen Fundamentalismus und politischer Tyrannei sowie des Polizeistaates, stellte sich gleichsam in die Tradition der »Worte Vernunft, Aufklärung, Recht ... Verfassung und Freiheit«. ²² Er war, so Klaus Vieweg in seiner gewichtigen Biographie, »der Philosoph der Freiheit«, ein Vordenker der demokratischen Moderne, indem er sich einsetzte für Gewaltenteilung, Trennung von Kirche und Staat, für einen Staat, der Rechtssicherheit garantierte und der die Schonung der natürlichen Ressourcen sowie die Verantwortung für das Gemeinwohl übernahm. Hegel, der in Zusammenhängen und dialektisch in der Entfaltung von Widersprüchen dachte, war, so Vieweg, bis an das Ende seiner Tage ein Verteidiger der universellen Menschenrechte: »Der Mensch gilt so, weil er Mensch ist, nicht weil er Jude, Katholik, Protestant, Deutscher, Italiener ist.«

In seiner Geschichtsphilosophie verband Hegel den historischen Fortschritt mit der Idee der Freiheit. Eingeschrieben war ihm und der Geschichte der Philosophie eine Dynamik hin zur Freiheit. Es handelte sich im Grunde um den Prozess einer anhaltenden Emanzipation. Hegel beschrieb so nichts weniger als den Geist der Freiheit, der sich zum Beispiel Ausdruck verschaffte in der Französischen Revolution. Wenn er natürlich auch wie Schiller und wie viele der aufgeklärten Zeitgenossen den

Terror, die Schreckensherrschaft der Jakobiner, verurteilte, seine Sympathie für die Französische Revolution hielt er dagegen aufrecht. Dieser epochale »Umsturz fast aller bürgerlichen Verhältnisse« war für ihn »notwendig gewaltsam« erfolgt, »erzwungen« »durch die steife Hartnäckigkeit der Vorurteile, Hochmut, Habsucht«. Auch wenn 1789 »niemals die republikanische Verfassung als eine Demokratie zustande« gebracht hat, so war doch dieser »Umsturz alles Bestehenden« ein »welthistorisch« prägendes Ereignis: »Solange die Sonne am Firmamente steht, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, d.i. auf den Gedanken (ge)stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut«. ²³ Hegel gedachte daher jedes Jahr am 14. Juli, dem Tag der Erstürmung der Bastille, des welthistorischen »Sonnenaufgangs« mit einem Trunk, er tat es auch öffentlich.

Hegel war freilich einem Missverständnis ausgesetzt. Er wurde irrtümlich vereinnahmt als Verteidiger des reaktionären preußischen Obrigkeitsstaates aufgrund seines Satzes aus der Vorrede der »Grundlinien der Philosophie des Rechts«: »Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig.« Keineswegs aber hat er, was im restaurativen Feudalstaat Preußen »wirklich« war, als »vernünftig« gerechtfertigt, wie das einflussreiche »Staats-Lexikon« von Rotteck und Welcker (1846) behauptete und was Wilhelm Liebknecht noch 1870 mit der Behauptung kolportierte, dass Hegel der »Entdecker und Verherrlicher der königlich preußischen Staatsidee« gewesen sei. Ein Irrtum, so die Hegelforscher Karl-Heinz Ilting, Andreas Arndt, Walter Jaeschke und Klaus Vieweg, denn Hegel hatte diesen Satz in seine »Vorrede« nur nachträglich zur Tarnung eingefügt, da gegen ihn gerade Anzeige wegen Staatsfeindlichkeit erstattet worden war.

Der radikale Demokrat und Kosmopolit Hegel optierte in Berlin in Sichtweite des Stadtschlusses für ein freiheitliches Preußen. Er unterschied sehr wohl zwischen dem, was vernünftig und notwendig ist, und dem, was sich fehlerhaft entwickelte. Fehlerhaft wie der autoritäre Obrigkeitsstaat Preußen, zu dessen stockkonservativer Kamarilla Hegel auf Distanz blieb. In gleicher Weise ging er auf Abstand zur national und religiös orthodox gefärbten Romantik und zum juristischen Sprachrohr des Hofes, dem preußischen Kronsyndikus und Justizminister Carl Friedrich von Savigny. Hegel war und blieb ein Vertreter der Ideale von Freiheit und Emanzipation.

Aufgrund der Humboldt'schen Bildungsreform – die der preußische, Hegel gewogene Kultusminister Karl von Altenstein mit der Einführung der Schulpflicht in ganz Preußen, des humanistischen Gymnasiums einschließlich einheitlicher Lehrpläne umsetzte – war die Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin nun die führende unter den deutschen Uni-

versitäten geworden. Hegel, zeitweise sogar ihr Rektor, hatte viele Hörer und Studenten. Sie verstanden ihn freilich ganz unterschiedlich. Unter den Hegelschülern, den sogenannten »Junghegelianern«, verteidigten die konservativen »Rechtshegelianer« den Status quo, das Recht des historisch Gewordenen in Politik, Geschichte, Philosophie und Theologie. Im Skeptiker und Spinozisten Hegel sahen sie zu Unrecht einen Vollen der christlichen Philosophie und Bejager des reaktionären Hohenzollern-Staates. Auf der anderen Seite hatte David Friedrich Strauß mit seiner Religionskritik die Fraktion der »Linkshegelianer« begründet. Ihr schlossen sich die Brüder Bruno und Edgar Bauer, Ludwig Feuerbach, Arnold Ruge, Karl Marx, Friedrich Engels u.a. an. Sie griffen Hegels ebenso schürfende wie Widersprüche vermittelnde Methode der Dialektik auf und führten sie in den Jahren zwischen 1835 und 1842/43 weiter.

Das war der geistig-philosophische Nährboden, auf den der junge Herwegh traf und den er in sich aufsaugte: Er praktizierte bald glänzend Hegels Dialektik und reihte sich ein unter die linken »Junghegelianer«.

*»Göttinger Sieben« –
Politisches Mandat für Professoren und Studenten*

Herweghs Begeisterung für Hegels »Philosophie der Freiheit« schloss ein seine Sympathie für die »Göttinger Sieben«, die sich der Reaktion widersetzen und ihr freiheitliches Selbstbewusstsein behaupteten. Getragen dabei von der Grundstimmung, dass das wirtschaftlich erfolgreiche Bürgertum im Deutschen Bund allenthalben nach politischer Mitbestimmung verlangte. Der (relativ liberale) Wilhelm IV., in Personalunion König von Hannover und Großbritannien, kam dem deshalb entgegen und erließ 1833 für das Königreich Hannover eine Verfassung, die der Zweiten Kammer des Parlaments das Recht zubilligte, Gesetze zu beschließen und die kommunale Selbstverwaltung zu stärken. Die alte ständische Verfassung wurde aufgehoben. Alle Staatsbediensteten wurden auf dieses neue »Staatsgrundgesetz« vereidigt. Vier Jahre später, am 1. November 1837, war alles wieder der Schnee von gestern. Der neue König Ernst August I. setzte die alte ständische Verfassung erneut in Kraft. Er wollte seine Macht nicht länger teilen mit dem Bürgertum, hatte dabei aber dessen Widerstand unterschätzt. Der nahm seinen Ausgangspunkt an der Göttinger Universität. Der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann verfasste ein Protestschreiben, in dem er das Vorgehen des Monarchen als »Verfassungsbruch« und »Staatsstreich« verurteilte. Sechs Professoren – der Historiker Georg Gottfried Gervinus, die Germanisten Jacob und

Wilhelm Grimm, der Physiker Wilhelm Weber, der Orientalist Heinrich Ewald und der Jurist Wilhelm Albrecht – unterschrieben ebenfalls und teilten der Universitätsleitung am 18. November 1837 mit: Sie hätten bei ihrer Berufung auf das »Staatsgrundgesetz« einen Eid geschworen und könnten sich deshalb nun vom König nicht davon entbinden lassen. Die Studenten jubelten ihnen zu und veranstalteten Pfeifkonzerte vor den Häusern des Rektors und königstreuer Professoren. Am 14. Dezember 1837 verfügte der autokratische Monarch die Entlassung der sieben Göttinger Professoren und verwies drei von ihnen – Dahlmann, Gervinus und Jacob Grimm – des Landes. Sie wurden von Hunderten sympathisierenden Göttinger Studenten bis an die hessische Grenze begleitet. In ganz Deutschland erhob sich lautstarker Protest. Wo die Ausgewiesenen auch Quartier nahmen, sie wurden überhäuft mit Sympathiebekundungen. Prominente Demokraten setzten sich dafür ein, dass sie wieder Lehrstühle erhielten. Die Repressionen des hannoveranischen Monarchen verfehlten ihren Zweck. Die »Göttinger Sieben« und die sie unterstützende akademische Jugend wurden im Deutschen Bund zu Leitfiguren liberal-demokratischer Gesinnung. Nichts weniger als ein politisches Mandat war für Professoren und Studenten erstritten worden. Auch der 20-jährige Tübinger Student Georg Herwegh teilte die Begeisterung für die oppositionellen Professoren und Studenten aus Göttingen.

2. Abbruch des Studiums – Freier Schriftsteller in Stuttgart

*Freier Schriftsteller in Stuttgart.
Debüt als Feuilletonist in Lewalds »Europa«*

Bevor Herwegh, gerade zwanzig Jahre alt, am 9. Juni 1837 sein Studium der Rechte in Tübingen mit der Exmatrikulation offiziell beendete, hatte er, ein Freund der Weltliteratur, noch privatissime Vorlesungen über Boccaccio, Dante und Cervantes gehört. Er verließ schließlich Tübingen mit beträchtlichen Schulden und kehrte in seine Geburts- und Heimatstadt Stuttgart zurück. In August Lewald, dem Stuttgarter Intendanten, Schauspieler und Regisseur, fand er einen Mentor, der seine Begabung erkannt hatte. Lewald, mit Heine befreundet, war 1834 an das Hoftheater in Stuttgart verpflichtet worden und hatte noch im selben Jahr die literarische Zeitschrift »Europa. Chronik für die gebildete Welt« ins Leben gerufen, die er selbst bis 1846 leitete. In seiner bald viel beachteten lite-

rarischen Zeitschrift – sie wurde das literarische Sprachrohr des »Jungen Deutschland« – veröffentlichte er 1837 Herweghs Feuilleton über den berühmten britischen Schauspieler Edmund Kean. Es war Herweghs – gelungenes – Debüt als Feuilletonist. Er referierte dabei eine ins Deutsche übersetzte und in Hamburg beim Verleger Perthes im Jahr zuvor erschienene Biographie des legendären britischen Shakespeare-Schauspielers Kean. Ein verspieltes Porträt des der Trunksucht, dem Spiel, den »Liebschaften« und der Ruhmsucht ergebenden »einzigen Kean«. Herweghs Schlussworte beschreiben sein lebenslang sensibles Verständnis für die Genialität von Künstlern und Autoren: »Laßt ihn! Er war ein Genie!«²⁴ Im März 1837 veröffentlichte Lewald dann (anonym) im »Album der Boudoirs«, dem Beiblatt der Zeitschrift »Europa«, Herweghs lyrisches Debüt, das Gedicht »Die junge Gefangene«, eine Übersetzung von André Chéniers »La jeune captive«. Herwegh war gefesselt vom Schicksal des französischen Schriftstellers André Chénier. Der junge französische Diplomat hatte sich eingesetzt für eine liberale konstitutionelle Monarchie und gegen die Schreckenherrschaft der Jakobiner, weswegen er auf der Guillotine endete. Im Pariser Staatsgefängnis Saint-Lazare hatte Chénier zuvor sich in die schöne Mitgefangene Aimée de Coigny verliebt und kurz vor seinem Tod sein letztes Gedicht geschrieben: »Die junge Mitgefangene«. Die letzte Strophe dieses eindrucksvollen elegischen Wunsches, (noch) nicht sterben zu müssen:

Tod! Du kannst warten! Fort! Entferne dich und lasse
 Ab von mir ! Geh' und tröst' die Herzen, die die blasse
 Verzweiflung drückt und aller Übel Fülle.
 Palés hat Lauben noch, in die ich gern mag fliehen,
 Die Liebe Küsse noch, die Muse Melodien;
 Zu sterben ist noch nicht mein Wille.²⁵

Die schöne junge Mitgefangene wurde an dem Tag, an dem sie Chénier hatte aufs Schafott nachfolgen sollen, gegen 100 Louis freigelassen. Dieser Übersetzung eines in Frankreich bekannten Chénier-Gedichtes, gleichsam Herweghs lyrisches Debüt, ließ der junge Stuttgarter im »Album der Boudoirs« neun weitere folgen: Wie im ersten, in der freien Nachdichtung von Victor Hugos Gedicht »À une femme«, sind es Gedichte, die von Liebessehnsucht und »Liebesweh« handeln; in Motiven, Metaphern und in der lyrischen Form beeinflusst von Heines »Buch der Lieder«, deren zweite Auflage von 1837 Herwegh vermutlich las.²⁶ Erkennbar ist Herweghs Ton auch in den elegisch-melancholischen Versen seiner frühen Vorbilder Nikolaus Lenau und August Graf von Platen.

Besonders nahe stand Herwegh in Stuttgart dem Theater. Der 20-jährige nahm nicht nur in der nun schon fast 30.000 Einwohner zählenden Residenzstadt Stuttgart teil an den Tafelrunden seines Verlegers August Lewald, der als Intendant die Theaterwelt um sich versammelte, darunter auch Karl Seydelmann, einen der bedeutendsten deutschen Mimen, der bald darauf in Berlin Publikumsliebbling wurde. Herwegh gehörte zum Kreis der Stuttgarter Hofschauspielerin Amalie von Stubenrauch, der Vertrauten und Geliebten des württembergischen Königs Wilhelm I. Am wohlsten fühlte sich Herwegh im Kreis von Schauspielern – allen voran in der Familie des Hofschauspielers und umjubelten Bassbuffos August Christian Gerstel. Mit ihm und dessen jüngerem Bruder Wilhelm Gerstel, der von 1832 bis 1840 in Zürich als Schauspieler engagiert war, freundete er sich eng an. Ebenso mit Heinrich Moritz, Oberregisseur an der Stuttgarter Hofbühne, der ihn ermunterte, selbst Stücke zu schreiben. Nächstelang studierte Herwegh daraufhin die Stücke Shakespeares, von denen er etliche dann im Alter zum Broterwerb übersetzte.

Im August 1838 stellte Lewald das junge Talent Herwegh als Redakteur seiner Zeitschrift »Europa, Chronik für die gebildete Welt« an. Lesings »Hamburgische Dramaturgie« als Musterfall vor Augen, schrieb Herwegh Theater- und Literaturkritiken. Er verstand es, Texte analytisch zu lesen, sie in ihren feinen Verästelungen zu verstehen und sie einzuordnen – sowohl der Form als auch dem Inhalt nach. Allergisch reagierte Herwegh von Anfang an auf die abgegriffene Sprache der Klischees und der Phrasen. Er hatte das Gehör und den Sinn für das Gelungene und das Missratene. Er nahm die in den Gattungen Lyrik, Prosa und Drama üblichen Maßstäbe und Schemata in Gebrauch, um sie in gleicher Weise mit der Frage zu konfrontieren: Ist hier das vorgegebene Schema aus gutem Grund gebrochen und wie variiert worden? Hellhörig war er für das die Wirklichkeit treffende Ungewohnte, Überraschende und wirklich Neue. Er war stets bemüht, das Besondere und »Eigenthümliche« eines Schriftstellers zu erkennen und es nicht von vornherein als Regelverletzung misszuverstehen: »O, wie ich sie hasse, jene Weisheit, die stets über die Zeit sich stellt, statt mit ihr zu leben, mit ihr zu ringen! Wie ich ihn hasse, jenen absoluten Maßstab, vor dem keine Individualität Gnade findet, den die Kinder der Zeit an Kinder der Zeit anlegen wollen. – Weil sie selbst zu schwach waren, diese Privatdozenten der Intelligenz, des Protestantismus, des Preußenthums und anderer banaler Phrasen, weil sie selbst zu schwach waren, um zu produzieren, sind sie von Anfang an in eine feindliche Stellung zu jeder produktiven Kraft getreten.« Natürlich zeigen, so der junge Kritiker, auch die »Erscheinungen der neuesten Literatur« »Schwächen«, aber er wisse auch, »dass ein Kern in ihr ist, um den schon

die nächste Zukunft viel Herrliches ansetzen wird. Und diesen Kern, wo er sich offenbart, heraus zu finden, heraus zu schälen aus der trüben Hülle, an der die Zeit so viel Schuld trägt, als der Autor, ist die Aufgabe der Kritik, welche die Literatur fördern will. Der Lebende hat nicht einmal über die Todten, geschweige denn über die Lebenden selbst, ein absolutes Urtheil zu fällen; manche Produktion will nach dem Tag, ja nach der Stunde beurteilt seyn.«²⁷

Herwegh wurde ein »wohlwollender« Kritiker, eine Eigenschaft, die er bei Arnold Ruge, dem Herausgeber der gewichtigen »Hallischen Jahrbücher«, ausdrücklich vermisste. Seine Konzilianz änderte aber nichts an der Präzision der Maßstäbe, mit der er literarische und literaturkritische Texte beurteilte. Und immer wieder bedauerte er, dass der »Styl« des Gelesenen nur »leidlich« sei oder das meiste nur papieren und leblos.

Die psychologische Entfaltung von Charakteren, die Menschen von Fleisch und Blut, die Lebensfülle, kurz das, was eben über den Dichter oder Nichtdichter in letzter Instanz entscheidet, sucht man in der Regel vergebens.²⁸

Herwegh sprach sich gegen eine zu romantische und für eine wirklichkeitsnahe Literatur aus: »Ich bin nicht der trostlosen Meinung einiger Verrückter, welche Täuschung über die Wirklichkeit als Zweck der Poesie ansehen, und die Muse zu einer Lügenprophetin machen; die Poesie hat wie die Philosophie nur in anderer Form die Wirklichkeit zu begreifen ... Was soll dieses ewige Andersmachenwollen der Wirklichkeit? Jedes Gedicht soll mit seiner Blüte in die Zukunft reichen, die Wurzel aber muß in der Gegenwart haften.«

Zugleich betonte Herwegh, dass er als Kritiker sich bemühe, das Substanzielle zu fördern, indem er es weiter vermittele an die »Masse« des Volkes:

Ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk! Was seine besten Genien in stillen Nächten geträumt und gesungen, was sie Tiefes heraufgefördert aus den Schachten der Kunst und der Wissenschaft, das will ich meinem Volke zeigen, ich will es ihm zu deuten und zu erklären versuchen. Aechte Kritik ist ja nichts Anderes als Vermittlung an die Masse.²⁹

Herwegh verstand Kritik von früh an nicht nur als das Erkennen formaler Fingerfertigkeit, sondern ebenso als soziale Aufgabe der Vermittlung von Bekenntnissen und Leidenschaften.

Gutzkows »Telegraph für Deutschland«

Gutzkow, seit 1838 in Hamburg, übernahm im Januar dieses Jahres die Redaktion des von Campe dort ins Leben gerufenen literarisch-kritischen Journals »Telegraph für Deutschland«, wobei aus Gründen der Zensur nicht der anstößige Gutzkow, sondern der Verlag als Herausgeber genannt wurde. Gutzkow entwickelte das Journal schnell mit einer Auflage von 500/600 Exemplaren zu einer der profiliertesten Zeitschriften des Vormärz. Heinrich Heine hatte seinem Verleger Campe zunächst dazu gratuliert, dass er mit Gutzkow den »besten Journalisten« und »das größte Talent« für sich gewonnen habe, bemerkte aber bald, dass Gutzkow zu denen gehörte, die wie der liberale Börne oder der Linkshegelianer Arnold Ruge oder der nationalkonservative Menzel dem »frivolsten Heine« ablehnend gegenüberstanden. Ihre gleichlautenden Vorwürfe: »Frivolität«, »Immoralität«, »Charakterlosigkeit«. ³⁰ Ruge sprach von »allgemeiner Witzsuppe«. Ein Urteil, dem sich der 20-jährige Herwegh – schon erstaunlich autonom und urteilssicher – nicht anschloss.

Gutzkow, der unter anderem sogleich Georg Büchners Genie erkannte und dessen »Dantons Tod« veröffentlichte, hatte schon 1838 im »Telegraphen für Deutschland« die Öffentlichkeit aufmerksam gemacht auf »Herwegh, einen talentvollen Lyriker«, der jetzt für »die Kritik in Lewalds Europa« zuständig sei. Herweghs Vater, dem kochenden Gastwirt in Stuttgart, der sich um die finanzielle Zukunft seines Sohnes Sorgen machte, hatte August Lewald zu verstehen gegeben, sein begabter Sohn werde eines Tages noch »Umland und Schwab überflügeln und ein neuer Schiller werden«. ³¹ Der junge Herwegh stilisierte sich zum schwäbischen Originalgenie bis hin zum Habitus. Dem Schulfreund Feuerlein fiel bei einem Besuch auf, dass er völlig anders redete, »als ob ihm Theater und Oper und Umgang mit kleineren und größeren Theatergrößen« zu Kopfe gestiegen wären. Herwegh träumte von einer großen Karriere als Theaterkritiker und mehr noch: als Theaterdichter, Shakespeare, Büchner und Gutzkow vor Augen. Mit seinem geplanten Drama über André Chénier kam er jedoch nicht zufriedenstellend voran.

Besser gelang ihm »Apostrophe an die Lyriker«, ein Gedicht, zu dem ihn die Religionskritik von David Friedrich Strauß und die von Ludwig Feuerbach inspiriert hatte. Herwegh beschrieb in »Apostrophe an die Lyriker« den langen schmerzlichen Prozess der Trennung vom christlichen Glauben, ein Prozess, bei dem er sich »gequält und gelitten« habe. Er registrierte etwas Außerordentliches: nämlich dass das religiöse Fundament mit seinen Gewissheiten, die sein Leben getragen hatten, zerbrochen war, weil ihm dieser Gott der »schönen Herrlichkeit«, in Wahrheit

ja der Gott der Apokalypse und des Jüngsten Gerichts, so fremd geworden war. Ein kaltherziger Gott ohne Mitleid für das Leben der Menschen und Völker, selbst ohne jeden »stillen Jammer«. Ihm werde, so Herwegh, das lyrische Ich keine »frommen Lieder« mehr singen.

Wenn nicht das letzte Blatt vom Weltenbaum,
 Der letzte Stern fällt aus des Äthers Raum,
 Wenn keine Feuer mehr am Himmel wallen,
 Der letzte Treue ihm ist abgefallen,
 Wenn er in stillem Jammer schaut herab,
 Als sucht' er der verdorb'nen Kinder Grab –
 Dann wird mein Herz sich ihm verwandter fühlen,
 Dann will ich Eure frommen Lieder spielen,
 Dann soll sich in mein Haupt kein Zweifel wagen
 Und jubelnd will ich David's Harfe schlagen,
 Wenn all' die schöne Herrlichkeit zerstoben,
 Setz' ich auf Trümmer mich und will Ihn loben!

Ich habe oft gegrollt mit Eurem Gott,
 Denn seine Ruhe schien mir eitel Spott;
 Ich wollt' die Himmel auf vom Schläfe rütteln,
 Die Demantkrone ihm vom Haupte schütteln;
 Ich hätte gern – ich habe mich gequält,
 Ich hab' gelitten und darum gefehlt.
 Nie sah man eure starken Seelen wanken.

...

Wir haben freundlich Euren Sang gehört,
 Ihr habt den neuen Klängen nichts gewährt!
 Laßt Euren Spott! Man muß, um zu versöhnen,
 Den Zweifel überwinden, nicht verhöhnen.

...

Man muß die tiefgeheimsten Lieder singen
 Aus sich heraus, nicht sie hinunterzwingen,
 Das Lied des Glückes wird vom Wind verweht,
 Glaubt mir, und nur das Unglück ist Prophet.
 Mag auch der Sturm um uns're Häupter wüthen,
 Wir sind im Frühling, fallen müssen Blüthen;
 Manch irdisch schweres Theil wird man an uns wohl finden:
 Es muß der Blitz herab vom Himmel, soll er zünden!³²

Er, Herwegh, werde, wie einst der Harfenspieler David am Hofe des Königs Saul, neue Lieder singen, die »aus sich heraus«, aus dem eigenen Erleben heraus der – gottfreien – Realität, des Sturms und der Blitze, die »um uns're Häupter wüthen«, geformt sind. Herweghs lyrisches Bekenntnis zum Atheismus. Eine wohl auch von Goethes »Prometheus« inspirierte Befreiung von der Obrigkeit eines Gottes.

Unter der (sprechenden) Überschrift »Innere Religionsgeschichte« beschrieb er erneut die Abwendung von Gott und Kirche: »Hinweg vom Himmel Deinen Blick, / Gestillt Dein machtlos Sehnen! / Die Lieder bann' ins Herz zurück, / In's Auge bann' die Thränen!« Nun ist es Zeit, sich von der Institution Kirche zu lösen: »Mir nur will ich trauen, / Nicht stehen in der Priester Reih'n«. Zerschlagen will das lyrische Ich den »beseligenden Traum« aus der »Kindheit Tagen«: »Zertrümmern mir mein Paradies! // Dem Kinde stand der Himmel offen / Und Engel wiegten sanft es ein; / Der Mann soll Nichts mehr, Nichts mehr hoffen / Und in der Wahrheit selig seyn.« Doch auch dies, nur sich selbst zu trauen in der Begegnung mit der Wirklichkeit und ihrer Wahrheit, war keine einfache Sache, so die Aussage der letzten Strophe dieser »Inneren Religionsgeschichte«: »Ich hab' die Wahrheit nun geschaut, / Und möcht' die Augen mir bedecken! / O Herz, o Herz, zag' nicht so laut! / Du könntest leicht ihn wieder wecken!«³³ Um nach dem aufwühlenden Abfall vom Glauben an den dreifaltigen Christengott wieder mehr Vertrauen zu sich selbst zurückzugewinnen, begann Herwegh, seine neuen Gedanken und Sichtweisen in der Form von reflexiven Epigrammen und Xenien niederzuschreiben.

Gesuch um Befreiung vom Wehrdienst

Als Herwegh, wehrdienstpflichtig geworden, auf mehrere Einberufungsbescheide nicht reagiert hatte, wurde er am 8. März 1838 in Stuttgart in der Kaserne zwangsvorgeführt und zum 8. Infanterieregiment eingezogen. In einem Gesuch bat er den König, ihn vom Wehrdienst zu befreien. König Wilhelm I. – den der Intendant des Hoftheaters August Lewald darum gebeten hatte – notierte auf den handschriftlichen Bericht seines Kriegsministers das Kürzel »beurlaubt« und in der Reinschrift des Dekrets ergänzte er: »gleich«. Einen Tag indes vor der Bekanntgabe der königlichen Beurlaubung kam es zu einem Vorfall. Wegen »Unbotmäßigkeit«, »wegen Subordinationsvergehens« gegenüber einem Hauptmann wurde Herwegh zu vier Wochen »Arrest 2. Grades condemnirt«. König Wilhelm I. verfügte, dass Herwegh erst nach Verbüßung der Arrestzeit beurlaubt werden dürfe. Daraufhin saß Herwegh bei Wasser und Brot

28 Tage in einer Einzelzelle und erst am 24. April 1838 konnte er die Kaserne wieder verlassen. Der Hauptmann hatte ihn tief gedemütigt. Das junge Genie hatte die Kaserne erlebt, so der Biograph Michael Krausnick, »als eine Zuchtstätte unmündiger Untertanen«, »als die hohe Schule der Knechtschaft«.34

Württembergs Soldaten-Treue
Ist ihr heilig Kriegspanier.
Ja, wir schwören heut aufs Neue:
Für den König sterben wir.
In dem Anblick schwerer Not
Kämpfen wir für Ihn mit Gott.

Für den König kämpfend zu sterben, und das mit Gottes Hilfe und Segen – welche Beleidigung der menschlichen Vernunft.

Brotberuf: Übersetzer

Herwegh, der intensiv die französische Literatur und Kritik verfolgte, erwog, die in Frankreich besonders geschätzten Autoren Victor Hugo, Alphonse de Lamartine und Pierre Jean de Béranger zu übersetzen. In Deutschland war ein regelrechter Übersetzungsboom ausgebrochen. »Wo man in Stuttgart hinblickt«, stellte Herwegh fest, »nichts als Übersetzungen.« Durch neue Drucktechniken waren Buchhandel und Literaturbetrieb in den 1830er Jahren sprunghaft gewachsen. Eine Entwicklung, die Herwegh einerseits mit Wohlgefallen betrachtete, schuf sie ihm doch Verdienstmöglichkeiten. Andererseits sah er das Negative. In einem »Beitrag zur Kenntnis der literarischen Industrie« beschrieb er, mittlerweile vertraut mit dem Verlags- und Literaturmarkt, die davon ausgehende Gefahr eben auch für sich selbst: »Wer sich noch keine gesicherte berufliche Existenz errungen hat, übersetzt; wer nicht Mut genug in sich fühlt, um in die schlaglustigen Reihen der jungen Literatur einzutreten, übersetzt; wer zu bequem ist, von seinem eigenen Pfunde zu zehren, übersetzt. Ich selbst war so unglücklich zu übersetzen.« So nahm er den Auftrag des ambitionierten Stuttgarter Verlegers Rieger an, Alphonse de Lamartine zu übersetzen. Herwegh brauchte Geld. Die Studienkosten für die abgebrochene Theologenausbildung im Kloster Maulbronn und am Tübinger Stift waren zurückzuzahlen, und auch die Mutter benötigte finanzielle Hilfe. Weil er dabei mehr verdiente als in Lewalds »Europa«, gab Herwegh seine feste Redakteursstelle auf. Sein Brot fand

er nun als Übersetzer. Rieger gab ihm einen Großauftrag mit insgesamt fünf Bänden, davon zunächst jeden Monat einer innerhalb der Ausgabe der »Sämtlichen Werke: Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Naturgemälde, während einer Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833 ...«. Herwegh, der Atheist, schätzte an dem gläubigen Lamartine, dass er weder Pharisäer noch Pietist war, sondern ein dem Realismus verpflichteter Verwandter von »Byron, George Sand und Victor Hugo«. Herwegh arbeitete ohne Pause und konzentriert, sodass schon 1839/40 seine Lamartine-Übersetzung »Sämtliche Werke. Übersetzt von Georg Herwegh. Sechs Bände. L.F. Rieger. 1839-1840« erscheinen konnte. Die ersten vier Bände kamen noch 1839 heraus, der fünfte 1840.

Alphonse de Lamartine, Gardeoffizier unter Ludwig XVIII., war 1820 über Nacht mit dem Gedichtband »Méditations poétiques« berühmt geworden. Ein Seismograph der Einsamkeit, besingt der fromme, königstreue Adlige aus dem Hochburgund (in Band eins) seine todgeweihte Geliebte, die verheiratete Kreolin »Elvira«. In wehmütigen Schilderungen überwindet er seine Verzweiflung, hält Zwiesprache mit der Natur und findet seinen verloren geglaubten Gott wieder. Der Julirevolution von 1830 hatte sich der Royalist entzogen durch eine Orientreise. Eindringlich und farbenreich beschreibt er Länder und Völker.

Herwegh hatte ein besonderes Interesse an der Übersetzung, weil die Julirevolution auch das Leben des Royalisten Lamartine verändert hatte: Seine weltanschaulichen und politischen Prinzipien änderten sich: vom Thron hin zur Wahlurne. In der kleinen, im Oktober 1831 verlegten Schrift »Sur la politique rationnelle« war er schon ganz Demokrat. Lamartine öffnete sich der katholischen Soziallehre von Saint-Simon und Lamennais, und er reagierte auf die sozialen Verwerfungen der Industrialisierung: der zunehmenden Verarmung in den schnell wachsenden Arbeitervierteln. Lamartine brach mit dem wirtschaftsliberalen und -radikalen, plutokratischen Regime des *Enrichissez-vous* des Bürgerkönigs Louis-Philippe. Fest hielt er dagegen – wie im katholischen Frankreich unter Intellektuellen üblich – an der Religion. Gott war und blieb für Lamartine Anfang und Ende und die Kirche Ort des Glaubensvollzugs.

Herwegh war mit seiner Lamartine-Übersetzung nicht zufrieden. Der Stuttgarter Verleger L.F. Rieger hatte ständig zur Eile gedrängt. »Jeder Band soll in einem Monat fertig sei, damit kein anderer Buchhändler zuvorkommt. So habe ich denn Lamartine treu, aber keineswegs schön übersetzt. Der unendliche Wohlklang seiner Verse ging durchaus verloren. Man hat Lamartine, aber seinen Rhythmus nicht, der vielleicht das Beste an ihm ist.«³⁵ Herweghs Übersetzung war, so Werner Kilian im detaillierten Übersetzungsvergleich, nicht »mustergültig«, aber doch getra-

gen von einer gewissen melancholischen Geistesverwandschaft zwischen Autor und Übersetzer: von hoher Sensibilität und Weltschmerz. Am besten gelang Herwegh wohl die Übersetzung des romantischen Versepos »Jocelyn«,³⁶ der zur Revolutionszeit spielenden Geschichte eines jungen Mannes, der seine Liebe opfert, und Priester wird.

*»Ich möchte hingehn wie das Abendrot«,
Herweghs Todeslied, vertont von Franz Liszt*

Unter dem Einfluss Lamartines schrieb Herwegh sein vielleicht schönstes Gedicht, das melancholische Todeslied »Ich möchte hingehn wie das Abendrot«. Lewald druckte es 1838 in »Europa« ab und Liszt vertonte es 1845.³⁷ Es wurde eine von Liszts besten Liedkompositionen, wie er im Brief vom 12. April 1851 seiner Lebensgefährtin Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein mitteilte: »Ce lied est le testament de ma jeunesse!«³⁸

Ich möchte hingehn wie das Abendrot
Und wie der Tag in seinen letzten Glut –
O leichter, sanfter, ungefühelter Tod! –
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
In vollstem Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Tau im Tal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

*Herwegh gegen Menzel, der Schiller für seinen Nationalismus
missbrauchte und Goethe diffamierte*

Herwegh hatte sich in Stuttgart dem Militär widersetzt und wandte sich nun gegen die ihm gleichermaßen verhasste »Clique« der Wirtschafts- und Bildungsbürger. Sie hatte einen seiner Lieblingsdichter, den aufrührerischen Freiheitsdichter Schiller, seinen Landsmann, für ihre nationalen Zwecke missbraucht. Insbesondere meinte er damit den einflussreichen Literaturpapst Wolfgang Menzel. Menzel, der Goethe, einen weiteren Lieblingsdichter Herweghs, regelrecht befeindete als »bösen Genius« und »faden, eitlen Geck« und der dem Autor der »Wahlverwandtschaften« sogar vorwarf, er habe mit diesem Roman den Ehebruch sanktioniert, betrieb zur gleichen Zeit als mächtigstes Mitglied der Schillergesellschaft die Kanonisierung Schillers. Vor allem auf Menzels Betreiben hin formte der Bildhauer Bertel Thorvaldsen eine bronzene Schillerstatue, die am 8. Mai 1839 – Schillers 34. Todestag und 80. Geburtsjahr – unter großer Beteiligung der Museumsgesellschaft und der Turnerschaft – die anderswo außer in Stuttgart noch immer als Brutstätte der Demagogen verboten war – vom Enkel des Dichters Karl Schiller enthüllt wurde. Eine Großveranstaltung, die Menzel eröffnete. In der allerdings ein Libell (eine Flugschrift) mit den Verfasserkürzeln »G.D. und G.H.« und dem Titel auftauchte: »Schiller und seine Statue«. Darin hieß es: »Schillers Geist muß mit Verachtung herabsehen auf dieses Geschlecht, auf diesen Wolfgang Menzel, der mit Frevlerhänden an das ehrwürdige Standbild sich festklammert. Oder glaubt Ihr, Schillers Auge ruhe mit Wohlgefallen auf einem Manne, der den liebsten Freund ihm geschändet und geschmäht? Der von Göthe's ›ausschweifender Wollüstelei und Buhlerei mit schönen Gespenstern, von frivoler Weichlichkeit und Begünstigung der Schande‹ gefaselt? Ich begreife wahrlich ein Festcomité nicht, das einen Denunzianten unter sich zählt.«

Die Kürzel G.D. und G.H. – das waren Gustav Diezel und Georg Herwegh. Damit hatte sich Herwegh in Stuttgart innerhalb des geistig engen Mainstreams zur Persona non grata gemacht. Noch immer war er vom Wehrdienst nur beurlaubt. Sein Regimentskommandeur berichtete, er habe seit seiner Beurlaubung Offiziere mehrfach die schuldige Begrüßung verweigert, sie »dabei sogar noch frech fixiert«. Einige Wochen nach der Schillerfeier, hieß es dann, »erfrechte sich Soldat H. abermals« beim Maskenball im königlichen Hoftheater »gegen den Oberleutnant Grafen von Scheler ..., auf eine höchst injuriöse und respectswidrige Weise sich zu benehmen, so dass letzterer sich genötigt sah, ihn durch die Wache entfernen zu lassen«. ³⁹ Der Biograph Enzensberger, der nicht anerkennen konnte, dass Herweghs Wut auf das württembergische Militär einen guten Grund hatte, zitiert hier die offizielle obrigkeitsstaatliche Version. Michail Krausnick beschrieb es zutreffender und schöner: Herwegh, der beim Maskenball des Königlichen Hoftheaters – das war ja sein eigentliches Terrain – auf seinen »Kasernenhof-Schinder« traf, wick ihm »grußlos« aus. Und zur Rede gestellt:

Wieder einmal hat ihn der Wein allzu mutig und die Schöne an seiner Seite ihn übermutig gemacht. Wieder einmal hat er es nicht unterdrücken können, ist es einfach aus ihm herausgeplatzt: die Wut, der Witz und die Wahrheit. Als wenn er sich das hätte leisten können. ⁴⁰

3. Desertion und Flucht in die Schweiz

Desertion: von Stuttgart ins schweizerische Emmishofen – Steckbrieflich gesuchter »Deserteur« – Gnadengesuch

Während Herwegh noch mit großem Fleiß übersetzte und sich bereits an die Übertragung von Lamartines zweitem größeren Epos »La chute d'un ange« machen wollte, geriet er erneut in die Verfügungsgewalt des Militärs. August Lewalds Vermittlung bei Hofe vermochte nichts mehr. Die Beurlaubung vom Wehrdienst wurde aufgehoben. König Wilhelm I. unterzeichnete eigenhändig die Anweisung, Herwegh wieder einzuberufen. Und am 3. Juli 1839 wurde er nach Ulm zum 6. Infanterieregiment versetzt. Sein Freund Gustav Diezel – er kannte das Temperament und den gesunden Widerspruchsgeist Herweghs – riet ihm angesichts dieser Zuspitzung zur Flucht. Gemeinsam flohen sie von Untertürkheim aus über die Neckarbrücke bei Stuttgart-Wangen nach Tübingen und weiter bis

nach Balingen. Hier halfen zwei Vettern mütterlicherseits Herwegh weiter. Diezel war zurückgekehrt.⁴¹

Nur wenige Kilometer vom deutschen Konstanz entfernt, betrat Herwegh die Schweizer Seite des Bodensees. In Emmishofen im Kanton Thurgau fand er Unterschlupf im schönen Hause – mit Blick auf Vorarlberger Alpen, den ganzen Bodensee und den Hohentwiel – des Übersetzers und Publizisten Dr. Heinrich Elsner, der hier für deutsche Leser das Journal »Leuchtturm« herausgab. Elsner, ebenfalls ein Absolvent des Tübinger Stiftes, dann zunächst für kurze Zeit Pfarrer, schließlich in Stuttgart als Literat ausgewiesen, hatte sich einige Monate vor Herwegh, wegen eines Pressvergehens angeklagt, ebenfalls der Haft durch die Flucht nach Emmishofen entzogen. Im Thurgau hatten deutsche Flüchtlinge nicht zu befürchten, ausgeliefert oder ausgewiesen zu werden. Unter dem Einfluss der französischen Julirevolution von 1830 hatte Thurgau sich als erster Schweizer Kanton eine republikanische Verfassung gegeben.

Die königliche Militärmaschinerie in Stuttgart reagierte schnell. Bereits am 9. Juli wurde Herwegh als »Deserteur« geführt und am 23. Juli vom Kriegsgericht »der Desertion in contumaciam (Abwesenheit) schuldig erkannt«; seit dem 20. Juli dann steckbrieflich gesucht. Der Steckbrief erschien am 24. Juli 1839 im »Schwäbischen Merkur« mit der Aufforderung, Herwegh unverzüglich zu »arretieren und wohlverwahrt zum Regiment einliefern zu lassen«. Aus dem kleinen Schweizer Ort Emmishofen schrieb Herwegh am 28. Juli 1839 an Wilhelm Gerstel, den engsten der Stuttgarter Freunde: »Sonntag früh 5 Uhr. Mich verzehrt nicht der Gedanke, dass ich expatriirt bin, sondern die Ohnmacht, dass ich mich an diesen Buben nicht rächen kann. Hast Du den lustigen Steckbrief gelesen? In Ketten sollen sie mich bringen? Wie poetisch!«⁴² Die »Buben« – die vor Arroganz strotzenden Offiziere des Regiments. Später gab Herwegh selbstbewusst die Xenie zu Papier: »Deserteur? Mit Stolz? Ich habe des Königs Fahne, / Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht.« Zwei Monate nach der Verbreitung des Steckbriefes, am 20. September 1839, richtete Herweghs Mutter ein Gnadengesuch an König Wilhelm I.: »Durch ärztliche Zeugnisse geruhen sich Allerhöchstdieselbe zu überzeugen, dass nicht Trotz gegen das Gesetz, sondern hauptsächlich die Reizbarkeit seiner, durch eine fürchterliche Jugendkrankheit, den sogenannten Veitstanz, geschwächten Nerven den zwey und zwanzig jährigen schwächlichen Jüngling zu Vergehen veranlaßt haben, welche ihm nun die Thore seines Vaterlandes verschließen.«⁴³ Das Gesuch bewirkte nichts. Herweghs Regiment bestand vielmehr darauf, sollte er sich stellen oder gestellt werden, ihn »nach der vollen Strenge des

Gesetzes zu behandeln und ihm den ihm fehlenden militärischen Gehorsam mit Gewalt der gesetzlich gestatteten Mittel gehörig einzuprägen«.

Emmishofen bedeutete im Leben Georg Herweghs eine bedeutsame Zäsur, einen Sprung nach vorn. Die Demütigung durch den Standesdünkel blasierter Offiziere und die Flucht vor einem niederdrückenden Leben unter dem Joch soldatischer Gehorsampflicht, dazu die allgemeine politische und soziale Rückständigkeit in Deutschland, hatten ihn zurückverwiesen auf sich selbst, auf seine poetische Begabung, das heißt in eine dauernde »poetische Stimmung« versetzt. Er schrieb Epigramme und Gedichte und sammelte erneut Material für seinen Dramenplan »André Chénier«. Er fuhr mit seiner Lamartine-Übersetzung fort und übersetzte für August Lewalds »Europa« Chéniers Gedicht über Charlotte Corday, die Urenkelin des Dramatikers Pierre Corneille, die den Jakobiner Jean Paul Marat in der Badewanne erdolcht hatte. Herwegh trug sich mit dem Plan zu einem Büchner-Drama und gratulierte Mitte August des Jahres 1839 seinem Gönner und Mentor Gutzkow in Hamburg enthusiastisch dafür, dass dessen Drama »Richard Savage«, das er zustimmend gelesen hatte, bei der Uraufführung in Frankfurt a.M. ein so großer Erfolg geworden war und nun an vielen großen Bühnen nachgespielt werde: »Ihr Drama ist eine bittere Anklage unserer socialen Verhältnisse, ein Schmerzensruf über die unglückselige Stellung des Dichters in der modernen Gesellschaft. Die Heimathlosigkeit des Dichters – ist es denn doch, was in so concreter, lebendiger Weise in ihrem Drama bewiesen werden soll. Oder nicht? Der unsterbliche Haß der Aristokratie gegen Literatur und namentlich Poesie etc.«⁴⁴

Das »Schicksal« habe ihn, Herwegh, richtiggehend angefasst, teilte er dem engen Freund Wilhelm Gerstel am 23. August 1839 mit. Gerstel, den er während dessen Gastspiel in Stuttgart kennengelernt hatte, begeisterte gerade das Züricher Publikum. »Das Schicksal scheint mich nun gar ernstlich und fest packen zu wollen. Ich danke ihm dafür; nur im Unglück läßt sich dichten. Je glücklicher und behaglicher der alte Göthe sich fühlte, desto matter und oberflächlicher producirt er. Der Dichter muß immer einer Masse von Menschen feindlich gegenüber stehen. Sonst geht's nicht!«⁴⁵

Mit seinem Emmishofener Vermieter Heinrich Elsner begab Herwegh sich ins unweit gelegene St. Gallen, um sich dort für eine Lehrerstelle als »Professor der deutschen Sprache und Literatur« zu bewerben. Dort angekommen, verzichtete er jedoch darauf, sich vorzustellen, als er erfuhr, »dass die Jesuiten besondere Rücksicht auf katholische Pfaffen nehmen würden«.⁴⁶ Er war Protestant. Immerhin beruhigte es Herwegh, als ihm ein hoher Schweizer Beamter des Kantons Thurgau die Auskunft erteilte, »dass kein Deserteur ausgeliefert werde, indem diese nicht zu den gemeinen Ver-

brechern gehören«.47 Mit »Pauline«, einer Freundin in Stuttgart, in die er sich vor seiner Flucht verliebt hatte, wechselte er verhaltene Liebesbriefe. Er schickte ihr seinen Zopf, den er hatte abschneiden lassen. Sie fehlte ihm. »Das Abscheulichste ist, dass ich hier mit gar keinem Frauenzimmer umgehe«, bekannte er dem Freund Wilhem Gerstel.48 Er ließ sein schwarzes Haar frei wachsen und trug von nun an langes Haupthaar und Bart.

Redakteur in Wirths »Deutscher Volkshalle«

Zu Herweghs anfänglichem Missvergnügen hatte sein Vermieter Heinrich Elsner in Emmishofen auch den legendären Hambacher-Haupttredner Dr. Wirth in das große Haus aufgenommen. Herwegh teilte Gerstel darüber seinen Unwillen mit: »Er convenirt mir aber gar nicht. Ein Deutschthümler von der abgeschmacktesten Sorte! Der Mann weiß viel, hat aber nichts Großartiges an sich.«49 Dann aber war es ihm doch sehr willkommen, als August Wirth Elsners Journal »Der Leuchtturm« übernahm, sie im benachbarten Kreuzlingen unter dem Titel »Deutsche Volkshalle« neu herausgab und selbst redigierte. Der Vormärz-Politiker und Pionier der Pressefreiheit August Wirth war unmittelbar nach seiner Veröffentlichung der Reden des »Hambacher Festes« verhaftet worden. In der bayerischen Bundesfeste Landau in Haft, verfasste er heimlich die Flugschrift »Die Politische Reform Deutschlands«. Im großen Assisenprozess, der vom 29. Juli bis zum 16. August 1833 gegen die Wortführer der Hambacher Bewegung im Landauer Hotel »Zum Schwanen« stattfand, wurde er der »Aufforderung zum Umsturz« angeklagt. Er drehte den Spieß um und erklärte die Fürsten zu Hochverrätern – in einer aufsehenerregenden achtstündigen Verteidigungsrede. Und wurde überraschend vom Gericht freigesprochen. Monate später allerdings schon wieder in Haft genommen und zwei Jahre später nach seiner Freilassung in seiner Heimatstadt Hof unter Polizeiaufsicht gestellt. Von hier aus floh Wirth schließlich zu seiner Frau Regina, die bereits in Frankreich auf ihn wartete, und zog mit ihr 1839 in die Schweiz, wo ihn Elsner in Emmishofen aufnahm. August Wirth übernahm am 1. September 1839 die Redaktion der vom Konstanzer Verleger Ignaz Vanotti in seinem Exilverlag Belle-Vue herausgegebenen »Deutsche Volkshalle«. Von der Schweizer Seite des Bodensees aus belieferte er das Länderdreieck Schweiz, Elsass, Deutschland. Früher als andere deutsche Blätter machte Wirth sich bekannt mit Frankreichs utopischen Sozialisten und ihren Soziallehren. Er war wie Herwegh ein leidenschaftlicher Linkshegelianer: »In mir hat Hegel den unsterblichen Funken der Freiheit entzündet.«

Literatur und Politik

Wirth stellte Herwegh vorübergehend als Redakteur des »Kritischen Teils« der »Deutschen Volkshalle« ein. Der steckbrieflich gesuchte Herwegh hoffte, sich nun auf eigene Füße stellen und von seiner Feder leben zu können. Als freier Schriftsteller wie Gutzkow, Börne, Heine und Glaßbrenner. Außergewöhnlich produktiv, schrieb er in den vier Monaten bis zum Jahresende 1839 tatsächlich ganze 35 Artikel, im ersten Halbjahr 1840 weitere 24. Am 13. September 1839 debütierte er mit dem Editorial »Eröffnung« und darin mit dem Vorsatz, Literatur und Politik miteinander – sich gegenseitig befruchtend – zu verbinden. Wirths Programm, stellte Herwegh fest, glich ganz dem seinen:

Die Literatur und ... die Kritik muß der Politik unter die Arme greifen. Hat die Politik die Aufgabe, den Bürger zu emancipieren, so übernimmt die Literatur das vielleicht nicht minder schöne Amt, den Menschen in uns frei zu machen. Die Reform hat sich nicht auf den Staat zu beschränken ... äußeres und inneres Leben darf nicht mehr getrennt, beide müssen in Beziehungen zueinander gedacht, beide durch einander erklärt werden.⁵⁰

Denn Literatur wie Literaturkritik und Politik »streben das Gleiche an«, nämlich »Verbesserung unserer Zustände ... Wir dürfen über dem Bürger nicht den Menschen vergessen, über der Politik nicht die Poesie.« Herwegh zitierte aus Gutzkows gegen Görres gerichteten Essay »Die rothe Mütze und die Kaputze«: »Nicht Kirche und Staat, die freie Persönlichkeit des Menschen ist die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft, und eine Hauptstelle, wo die Aufgabe der Jahrhunderte sich jetzt erkennen läßt, ist der stille Busen, das menschliche Herz.« Der junge Kritiker und Redakteur Herwegh beschrieb die ihn leitenden Grundsätze: sich nämlich »mit Vorliebe« demjenigen zu öffnen, in welchem »das Herz der Zeit pulsiert« und dabei undogmatisch und frei zu verfahren, das heißt, »bedeutsame Individualitäten« nicht »unter Standpunkte (zu) nöthigen, wodurch die persönliche Berechtigung derselben geschmälert werden könnte«. Und dabei habe ebenso zu gelten: »Ich werde die Feinheiten ästhetischer Combination gut zu schätzen wissen, wie den großartigen Gedanken, der eine Production beherrscht.«⁵¹ In der Politik, so Herwegh in geschliffener Dialektik, pulsiert das Herz der Zeit, und das Herz der Zeit schlägt den Rhythmus der Freiheit. Eine grundsätzliche Ablehnung der Politik ist nichts als ein reaktionäres Bekenntnis. »Jedes Schneegäschen soll man besingen dürfen, und die Freiheit nicht. Alberne Vorwürfe,

die man der sogenannten politischen Poesie macht! ... Politisch ist die Luft, die wir einatmen, politisch muß die Luft sein, die wir ausströmen. Politik, und noch einmal Politik, und zum dritten Mal Politik! Andere Interessen kennt unsere Zeit nicht, und mich dünkt, sie tut wohl daran.« Literatur bedürfe neben dem »poetischen« Glauben auch eines »politischen Glaubens«, und zwar des »demokratischen«. Was bedeutete: Aufgabe der »jungen Literatur« sei es, gegen das Unrecht zu protestieren und sich einzusetzen für »das Recht des Sklaven gegen den Freien, des Armen gegen den Reichen, des Menschen gegen den Aristokraten, der Republik gegen die Monarchie«. Wesensmerkmal jedes Dichters sei die »Subjektivität«. Nämlich dass er als Einzelwesen »Protest« einlegt »gegen jegliche Beengung durch die Objektivität«. Schon Homer, der erste Dichter, »war ein Protestant«. Lange vor Luthers »Protestantismus« habe die Poesie Protest formuliert, das heißt, ihre Gegenstimme erhoben. So war es in der Vergangenheit und so sei es auch heute. »Ach! Unsere schönsten Gedanken klingen in fremden Lauten an unser Ohr, und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist es, dass das herrliche Wort ›Demokrat‹ das Wort eines untergegangenen Volkes ist!«⁵² Und dazu gehöre: Poesie, sich poetisch äussernde Subjektivität, sei ihrem Wesen nach eine Freiheitsäußerung, ein Freimachen von, eine Befreiung hin zu. So zum Beispiel das Lied eines noch im Nest lagernden Jungvogels: »Ich wohn' ein Vogel nur im Neste, / Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.« Die Perspektive der Freiheit werde – eben besonders auch – transparent im Erlebnis der Natur.

Seit Beginn seines Aufenthalts in der Schweiz, seit Mitte 1839, genoss und pries Herwegh die Schweizer Bergwelt. »Ich lernte Berge wohl ersteigen« – aber keine Burgvesten. Und neben der Natur und größer noch als sie sei es die Liebe, die das Versprechen der Freiheit enthalte: »Und wie ich die Paläste mied, / Laß ich getrost die Liebe laufen«, schrieb er in der letzten Strophe des Gedichtes »Leicht Gepäck«. Aber gewiss war dabei auch, dass Befreiung in der Liebe nicht neue Fesselung bedeuten dürfe:

Nach Dir, nach Dir steht mein Verlangen,
 O schönes Kind, o wärest Du mein!
 Doch Du willst Bänder, Du willst Spangen,
 Und ich soll dienen gehen? Nein!
 Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
 Laß ich getrost die Liebe laufen;
 Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.⁵³

Herweghs programmatischer Aufsatz »Dichter und Staat«

»Jeder Dichter«, betonte Herwegh in diesem programmatischen Aufsatz vom 19. September 1839, »steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem besten.« Er denke dabei, so seine für den Zensor diplomatisch vorausgeschickte *Captatio benevolentiae*, an »keine gewaltsamen Mittel« – etwa einer Revolution wie der von 1789. Vielmehr denke er an »friedliche Opposition des Herzens, dem ehernen Geist der Gesetze und Staatsformen gegenüber!«⁵⁴ Der Dichter gehöre primär zum Volke, und er dürfe sich nicht »devot« mit dem Staate »versöhnen«, sondern brauche Distanz zu ihm: »Löse sich im Staate auf, wer da will, das Genie wird ewig seine Bahnen gehen.« Als Beispiel dafür führte Herwegh Shakespeare an, dessen Stücke er ja nächtelang studiert hatte: »... ein Shakespeare ist mehr als eure trockene Idee des Staates, er ist mehr als das europäische Staatensystem, er ist eine halbe Weltgeschichte; ... er schlägt ein wie ein Blitz.« Herwegh führte weitere Beispiele an: Sprengten nicht Goethes »Faust« oder seine »Wahlverwandtschaften« den normierten Bewusstseinshorizont oder hat nicht George Sand in ihrem Frauenroman »Indiana« (1832) die gesetzliche und moralische Übereinkunft ihrer Zeit gesprengt, indem sie die Geschichte einer Kreolin erzählte, die ihre unglückliche Ehe aufgab, um in einer freien Liebe ihr Glück zu finden? Es gab eben nicht nur das Maß der Mitte, sondern auch »ausgewählte Menschen«, »die ihren eigenen Gesetzen folgen und dem Staate Gesetze zu geben befugt sind«. In diesem Sinne, so Herwegh, sei der Staat nur ein Hülle, eine »bloße leere Form«. Der Staat sei gewiss auch eine Art »Polster für die Existenz, aber nicht für das Herz; er ist in tausend Fällen unzulänglich, wo alsdann die Poesie in ihre Rechte tritt, er wird verdammen, wo die letztere entschuldigt oder preist, und wo diese nicht entschuldigen kann und opfern muß, wird ihr Opfer kein Armensünderhemd, sondern ein Feierkleid tragen«. Daher, so schloss Herwegh seinen brillanten, heute noch ebenso aussagekräftigen Essay mit einer Ermahnung an den obrigkeitsstaatlichen Zensur- und Überwachungsstaat des »Vormärz«:

Die Literatur wird immer eine Opposition gegen den Staat bilden ... Indessen liegt es doch im Interesse der Regierungen, die Erörterung in ihrem größten Umfange frei zu geben und der Literatur ihren Schutz zu gewähren, nach dem Evangelium zu handeln und ihre Feinde zu lieben.

Eine »Rettung Platens«

Herwegh nahm die von Cotta 1839 »in einem Band« verlegten »Gesammelten Werke« Platens zum Anlass, um den zu Unrecht »geschmähten«, für ihn ganz »ächten Dichter« zu rehabilitieren. Für Herwegh gab es sogar »keine schönere Pflicht als die, einen Todten in seine Rechte einzusetzen«. ⁵⁵ Das galt ja ebenso für Hölderlin, Büchner, Börne, Lenau u.a. Das Mittel dazu war wie im Falle dieser »Rettung« Platens eine einfühlsame, schlüssige Begründung. Platen war, 39 Jahre alt, alkoholkrank, von Neapel aus auf der Flucht vor der Cholera, am 5. Dezember 1835 in Syrakus gestorben. Seine lebenslange Feindschaft mit Heinrich Heine hatte seine Bedeutung als Lyriker verschattet. Platen hatte Heine – der im Anhang zu seinen »Reisebildern. Zweiter Teil« (1827) eine spöttische Xenie auf Platens Vorliebe für »Ghaselen« aus der Feder von Immermann abgedruckt hatte – wegen dessen jüdischer Herkunft verunglimpft als »Synagogenstolz« mit »Knoblauchsgesuch«. Woraufhin Heine im 3. Band der »Reisebilder« (1830) Platens Homosexualität öffentlich machte: »mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf«. Herwegh skizzierte in seiner emphatischen »Rettung« dagegen das Bild eines republikanisch gesinnten Dichters mit einer »freien, großartigen Gesinnung«, eines selbstkritischen, zweifelnden, seine Einsamkeit und seine »unglückliche Stellung des Dichters in der modernen Welt« wehmütig Reflektierenden. Ein bedeutender formbewusster Lyriker von hohen Graden, »der die Freiheit heißer, als er Not und Hunger fürchtet, liebt«, und eben ein »ächter Dichter«, dessen Herz »dem Volke« »angehörte«. Herwegh stand Platen in seiner unbändigen Freiheitsliebe auch darin nahe, weil er wie Platen das Gegenteil hasste, will sagen, das Militär ebenso verabscheute wie die dynastische Arroganz und den Despotismus der »Landesväter«. Am Ende seiner »Rettung Platens« vermittelte Herwegh zwischen Platen und Heine darüber hinaus mit der Feststellung, dass beide »in ihren lyrischen Gedichten einander verwandter« seien, »als man gewöhnlich zugeben« wolle. Zum Beispiel liebten beide »die Pointen, die epigrammatischen scharf zugespitzten Schlüsse«. Ein Verfahren, das auch Herwegh schätzte.

*George Sand: »sociale« und »moralische Gebrechen«
nicht durch Phrasen überdecken*

Herweghs Bekenntnis als Leser und Kritiker zum ungeschminkten, tatsächlichen Abbild der Wirklichkeit schloss die an die Autoren gerichtete Kritik ein, dass sie in der Regel feige seien. Sie hätten, leitete er seine

Skizze George Sands in der »Deutschen Volkshalle« ein, »Furcht ... vor sich selbst«, das heißt, sie fürchteten sich davor, die Dinge so zu beschreiben, wie sie seien. Sie versteckten sich hinter Phrasen, sie malten schön und lögen.

Wagt es dann aber mal jemand, uns einen Blick thun zu lassen in die Geschichte unserer Familien, in die tausendfältige hässliche Misere, wagt es Jemand aufzudecken eines der socialen Gebrechen, deren Zahl Legion ist, so schreien wir über Immoralität, Frivolität, Gotteslästerung; ein Dichter, der uns die Wahrheit sagt, ist ein Mann, der sobald als möglich aufs Rad und an den Galgen gebracht werden muß. Wir wollen uns nie sehen, wie wir sind, und wehe dem, der einmal ein gelungenes Portrait von uns liefert!

Nicht feige dagegen, so Herwegh, sei George Sand, das »unerschrockene, trotziges Weib«, eine »der begeistertsten Priesterinnen der Freiheit«, eine »strenge Republikanerin«, die ebenso wie Börne und Platen »mit dem Blute ihres Herzens« schreibt. Herwegh – der leidenschaftliche Leser der Sand – stellte in der »Deutschen Volkshalle« die überarbeitete Fassung ihres erfolgreichen, 1833 Skandal machenden Frauenromans »Lélia« vor. Er verglich beide Fassungen und hielt fest, dass der Roman, in dem George Sand ihre 1835 in Venedig zerbrochene Liebe zu Alfred de Musset in der Figur des Dichters Stenio dargestellt hat, im Kerngefüge derselbe geblieben sei: »Der katholische Spiritualismus, bei dem Lélia Rettung gesucht hatte, ist unfähig, die moralischen Gebrechen unserers Jahrhunderts zu heilen, dem gerechten Stolze der Geister Genüge zu leisten. Lélia stirbt, weil die alte Religion jeden Tag ihrem Sturze näher kommt.«⁵⁶ Ein Romanende wie das Gutzkows in »Wally, die Zweiflerin«. Für Herwegh war »Lélia« neben Victor Hugos »Nôtre Dame« der »bedeutendste moderne Roman Frankreichs«, der »am erweislichsten auch auf deutsche Productionen der letzten Jahre« eingewirkt hat.

»Industrieritter«: »Ich schreibe Alles sei es, was es sei.«

Herwegh druckte am 8. Januar 1840 in der »Deutschen Volkshalle« den Anfang seines im Entstehen befindlichen Lustspiels »Die Industrieritter« ab. Der Inhalt der ersten Szene: »Anselm, ein junger Autor von der zweideutigen Sorte, harrt allein in einem Zimmer auf den Bewohner desselben, einen Buchhändler.« Das Gespräch des jungen Dichters und des eintreffenden Buchhändlers kreist um den möglichen geschäftlichen Er-

folg eines Buches. Herwegh hatte den negativen Begriff »Industrieritter« Karl Gutzkows Roman »Blasedow und seine Söhne« (1838) entnommen. Mit »Chevalier d'industrie, Industrieritter« hatte Gutzkow jene »größten Schwindler des Jahrhunderts« im Blick, die sich nur zu bereichern suchten, ohne jede Rücksicht auf das Allgemeinwohl oder irgendeine sittliche Vorgabe. Zugleich hatte Herwegh Gutzkows Essay »Literarische Industrie« gelesen, in dem sein Mentor am Beispiel der »Pfenniglitteratur« die bloße Kommerzialisierung im ausschließlichen renditegesteuerten Buchhandel scharf angegriffen hat. Gutzkow hatte Ross und Reiter genannt. So erfreulich es war, das seit dem Jahr 1815 erwachte allgemeine Interesse mit einem wachsenden Angebot von Übersetzungen aus dem englischen, französischen und amerikanischen Sprachraum zufriedenzustellen,⁵⁷ so unerfreulich waren die negativen Auswirkungen dieser Industrialisierung des Literaturbetriebes: miserable Übersetzerhonorare, daher auch die schlechte Qualität der Übersetzungen. Herwegh bezog den Begriff »Industrieritter« auf jene neuen Verlage, die literarische Massenware auf den neuen Markt warfen. Ihr Interesse galt nicht der Qualität, sondern dem schnellen Gewinn. Auch der Stuttgarter Verleger L.F. Rieger, der Herwegh ja die Übersetzung der »Sämtlichen Werke« von Alphonse de Lamartine übertragen hatte, war nicht frei davon. Herwegh: »Die Mehrheit der Buchhändler von heute steht auf einem Niveau mit dem Krämer, der seinen Tabak und Käse auswiegt, und man lacht euch aus, wenn ihr bei ihnen etwa ein Wort von der Bedeutung, die sie für die Literatur haben könnten, von den geistigen Beziehungen, die sie zu derselben haben sollten, fallen läßt. Ich verlange keineswegs, die Buchhändler sollten sich alle auf einer Höhe halten – ... aber sie sollten ... ein mehr als kaufmännisches Interesse an der Literatur bezeugen.« Das sei nicht der Fall, schon gar nicht in Stuttgart, dem »Sitz der Übersetzungsindustrie, der Sitz der Industrieritter, der Übersetzer«, beklagte er.⁵⁸ Und schlimmer noch: Auch Herweghs junger Dichter Anselm im Lustspiel »Die Industrieritter« läßt sich leiten von den Gewinnerwartungen seines Verlegers. Nicht er, der Autor, legt fest, was und wie er etwas schreibt, sondern er läßt sich dabei von außen beeinflussen. Bringt es Erfolg und Profit oder nicht?: »Was wollen Sie denn sonst? Ich schreibe willig, / Besonders aber schreibe ich sehr billig, / Was gegen Freiheit? Gegen Sklaverei? / Ich schreibe Alles sei es, was es sei.« Herwegh hatte am 29. Dezember 1839 Konzept und Teile seines Lustspiels »Der Industrieritter« an seinen Gönner Gutzkow geschickt, mit der Bitte, seine, Herweghs, Kritik an der »Verhöhnung des literarischen Handwerks« zu beurteilen.

*Herweghs »Gutenbergslieder«,
vorgetragen in Straßburg und in Konstanz*

Herweghs großes Thema, nämlich im beginnenden Eisenbahnzeitalter gerade der politischen Freiheit Gassen zu schlagen, erfuhr einen weiteren Impuls durch insgesamt acht Gedichte, in denen er Gutenbergs bedeutende Erfindung des Buchdrucks zum Thema machte. Gutenbergs Lettern machten regelrecht »den Geist der Freiheiten schreiten«. Sie transportierten »das freie Wort«. Ausgangspunkt war das vierte Jahrhundertjubiläum – ausgehend vom Jahr 1440 – der Erfindung des Buchdrucks. Anlässlich der feierlichen Enthüllung des vom berühmten französischen Bildhauer David d'Angers geschaffenen Gutenberg-Denkmals im Juni 1840 in Straßburg reiste auch Herwegh neben Schulz aus Zürich in die elsässische Hauptstadt. Hier trug er vor den versammelten Festgästen drei seiner Gutenberg-Lieder vor.⁵⁹ In Konstanz wurden am 25. Juni auf der dortigen Gutenberg-Gedenkfeier einige seiner inzwischen vertonten »Gutenbergslieder« musikalisch vorgetragen.

Im Deutschen Bund würdigte die demokratische Opposition allerorten die epochale Bedeutung von Gutenbergs Erfindung. Sie hatte erstmals die nicht mehr aufhaltbare Verbreitung von Ideen, Gedanken und Meinungen möglich gemacht und so à la longue im Grunde die Pressefreiheit erzwungen. Herwegh hatte am 19. März in der »Deutschen Volkshalle« unter der Rubrik »Vermischte Schriften« notiert: »Ich kann seit Gutenberg die Welt in den Besitz meines geheimsten Gedankens setzen. Jedem Hauch der einzelnen Brust ist die Möglichkeit gegeben, die Runde durch den Aether der Menschheit zu machen.« Gutenbergs Erfindung – vergleichbar dem Telegraphen (er wurde, 1832 erfunden, zum Internet des 19. Jahrhunderts) sowie dem Internet – hat in der Geschichte der technischen Innovationen Außerordentliches bewegt. »Den ersten Ring an der Sklavenkette der Menschheit brach der Mainzer Bürger Johannes Gutenberg.« So Herwegh. »Der beste Berg« sei nicht, so Herweghs Wortspiel im Gedicht »Der beste Berg«, die Burg, sondern der »Gutenberg«. Zwar versuche der »Tyrann« mittels der Zensur den »Geist der Freiheiten« zu unterdrücken, doch: »Kein Censor fällt der Wahrheit in die Zügel, / Er hat nur Federn, doch die Wahrheit Flügel.« Und weil die Wahrheit durch Gutenbergs bleierne Lettern verbreitet werde, mache sie auch politische Appelle möglich wie zum Beispiel: »Ihr Völker, wachet auf!« Im dritten der »Drei Gutenbergslieder« schließlich betonte Herwegh die eminent soziale Seite des »Geistes der Freiheiten«: »Aus Hütten einzig kommt das Heil der Welt, / Im härnen Mantel predigt der Prophete – / So ward auch Blei, und nicht das Gold, bestellt.«⁶⁰ Blei war als Material des Buchdrucks

für Herwegh von größerem Wert als Gold und Geld als Ausdruck des Besitzes von Macht und Herrschaft. Im Gold »haust« ein böser Geist der Tiefe«. Nicht so im Blei. Herwegh belegte es mit ebenjener Stelle aus Shakespeares »Der Kaufmann von Venedig«, in der Porzia gemäß dem Willen ihres Vaters denjenigen der Freier zu heiraten hat, der aus den zur Wahl gestellten Kästchen, einem goldenen, silbernen und einem aus Blei, das richtige auswählt. Es ist das scheinbar wertloseste, das bleierne, das allerdings Porzias Bildnis enthält. Bassanio, verarmt, aber Porzia liebend, wählt das Wertvollste, was er gewinnen kann, nämlich Porzias Liebe.⁶¹ Und im begleitenden Essay fasste Herwegh den Unterschied zwischen Gold – gleich Machtstreben und Krieg – und Blei als dessen human-ziviles Gegengewicht in den Worten zusammen:

... die bewegenden Principien der ganzen Neuzeit sind einfach Pulver und Blei. Das erstere Princip, das Princip des Schießpulvers, wird seinen Zweck erfüllt haben, wenn es sich so wenig als möglich mehr geltend macht und zu machen braucht ... Das zweite Princip, das Princip des Blei's, die Buchdruckerkunst hat dagegen die schönste, thatenreichste Zukunft ... vor sich. Bis jetzt war Alles noch Blüthe, und die Frucht steht zu gewarten ... Die Presse wird die Bestimmung erst erreicht haben, wenn sie nicht mehr constitutionelle, sondern absolute Herrscherin ist. Die blühendste Incarnation des Volksgeistes ist die Literatur ... Die sich drängenden Gutenbergfeste haben eine tiefe sociale Bedeutung.⁶²

Sie sind ein Signal: für Empathie, das Wort des Geistes und der Literatur und nicht zuletzt für Frieden. Herweghs Schlussfolgerung »Der beste Berg auf Erden, das ist der Gutenberg« missfiel sowohl dem Thron als auch dem Altar. Eben das war auch der Grund, weswegen die Gutenbergs-Feiern an vielen deutschen Orten polizeilich verboten wurden.

*Französische Niederlage –
Kompensation durch Forderung nach dem linken Rheinufer*

Frieden war seit Jahrhunderten alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Frankreich hatte gerade den Eroberungsfeldzug des ägyptischen Vizekönigs Mehmet Ali in Syrien unterstützt, und als der gegen das Osmanische Reich unterlegene Vizekönig sich laut Vertrag von London vom 15. Juli 1840 nach Ägypten zurückziehen musste, hatte das stolze Frankreich dies als Demütigung empfunden. Das nachnapoleonische Frank-

reich sah seine Interessen als Großmacht verletzt durch Großbritannien, das ›perfide Albion‹. Herwegh konstatierte überall Revanchegelüste und, wie es Heine in Paris ausdrückte, »jauchzende Kampfeslust«. Aus französischer Sicht verlangte die Schlappe in Syrien nach Kompensation. In Frankreich mehrten sich daher wieder alte Ansprüche auf die Rheingrenze, auf den Rhein als natürlicher Ostgrenze des katholischen Frankreich gegen den zu erheblichen Teilen protestantischen Deutschen Bund. Im Januar 1840 forderte der in die Politik eingetretene Alphonse de Lamartine das linke Rheinufer für Frankreich zurück. König Louis-Philippe's Ministerpräsident Adolphe Thiers entsprach dieser Forderung nach Annektion der linksrheinischen Gebiete. Thiers drohte mit Krieg und ließ sogar an der Grenze zu Deutschland mobilmachen.⁶³ Das französische Säbelrasseln löste im Deutschen Bund eine patriotisch-nationalistische Stimmung aus, die sich in zahlreichen Rheinliedern Ausdruck verschaffte. Der Rhein, seit dem kriegerischen Zugriff Ludwigs XIV. und seit Napoleons Großreich in Europa und mittlerweile auch schon – seit 1827 – touristisch durch die Dampfschiffahrt erschlossen, war zum vaterländischen Symbol geworden. Die Frage wurde dringlich: Der Rhein, einte er als verbindender Fluss das Europa Frankreichs und Deutschlands oder teilte er Europa in die Feinde Frankreich und Deutschland? »Au Rhin! Au Rhin!« – mit diesem Schlachtruf drängten französische Nationalisten zum Krieg gegen Preußen. Und umgekehrt deutsche Nationalisten zum Krieg gegen Frankreich.

Herweghs nationalistisches »Rheinweinlied«

Auch der 23-jährige Georg Herwegh schlug nationalistische Töne an. In Wirths »Deutscher Volkshalle« vom 3. Januar 1840 erklärte er im Beitrag »Die Literatur im Jahre 1840« seine Bereitschaft, notfalls die Feder gegen das Schwert einzutauschen: »Der Friede ist mir teuer, denn ich liebe die Musen; aber ich fürchte den Krieg nicht, denn ich liebe mein Vaterland.«⁶⁴

Als dann im Sommer 1840 in Deutschland erwartet wurde, französisches Militär überschreite nun den Rhein, berichtete Heine aus Paris besorgt in der »Ausburger Allgemeinen Zeitung«:

Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründigsten Tiefen, und der große Akt der Gerechtigkeit erscheint den Franzosen als eine Rehabilitation ihrer verletzten Nationaleitelkeit, als ein nachträgliches Pflaster für die Wunde von Waterloo.

In dieser akuten Rheinkrise wurde der Bonner Gerichtsschreiber Nikolaus Becker mit seinem Lied »Der freie Rhein« über Nacht berühmt. Das sofort vertonte Lied und sein programmatischer Refrain – deutschlandweit bekannt gemacht durch die allgemein beachtete »Kölnische Zeitung« – waren bald in aller Munde: »Sie sollen ihn nicht haben, / den freien deutschen Rhein, / Ob sie wie gier'ge Raben, / Sich heiser danach schrein.« Während Alfred de Musset, mittlerweile Bibliothekar im französischen Innenministerium, selbstbewusst zur Antwort gab: »Wir haben ihn gehabt, euren deutschen Rhein«, inspirierten Beckers erhitzte Verse Ernst Moritz Arndt zu seinem »Wehrgesang« »Das Lied vom Rhein ...«. Und eben auch Georg Herwegh im Oktober 1840 zu seinem hurrapatriotischen »Rheinweinlied«. Das von Franz Liszt 1845 vertonte deutschnationale Lied fiel in den Chor der kriegesischen Stimmen ein. Seine zweite Strophe: »Herab die Büchsen von der Wand, / Die alten Schläger in die Hand, / Sobald der Feind dem welschen Land / Den Rhein will einverleiben! / Haut, Brüder, mutig drein! / Der alte Vater Rhein, / Der Rhein soll deutsch verbleiben.« Die nicht weniger martialische vierte Strophe: »Der ist sein Rebenblut nicht wert, / Das deutsche Weib, den deutschen Herd, / Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert, / Die Feinde aufzureiben. / Frisch in die Schlacht hinein! Hinein für unsern Rhein! / Der Rhein soll deutsch verbleiben.«⁶⁵ Herweghs deutschnationales »Rheinweinlied« zeigte, dass er zu dieser Zeit gegen Chauvinismus nicht gefeit war. Es wurde eines der beliebtesten Lieder in Burschenschaften und Vereinen. Allerdings plädierte Herwegh nur für einen Verteidigungskrieg, nicht aber für einen Angriffskrieg gegen Frankreich. Anders sein Arbeitgeber Wirth, der in der »Deutschen Volkshalle« wie schon zuvor auf dem Hambacher Fest seiner »Franzosenfresserei« Ausdruck verliehen hatte.

Herweghs Patriotismus: »Reiterlied« und »Die deutsche Flotte«

Herwegh zollte im Rückblick seinen Respekt vor der Entschlossenheit, mit der in den »Befreiungskriegen« die deutschen Freiheitskämpfer 1813/14 das napoleonische Joch abgeschüttelt hatten. Im vielfach und ebenfalls von Franz Liszt vertonten »Reiterlied« beschrieb er ihre Todesbereitschaft in der Tradition von Theodor Körners Lied gleichen Titels. Herweghs erste Strophe: »Die bange Nacht ist nun herum, / Wir reiten still, wir reiten stumm, / Und reiten ins Verderben. / Wie weht so scharf der Morgenwind! / Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind / Vorm Sterben, vorm Sterben.« Voll von solchem Patriotismus war auch Herweghs Gedicht »Die deutsche Flotte«, im Juni 1841 niedergeschrieben und da-

nach als Separatdruck vom Züricher »Literarischen Comptoir« verbreitet. Anlässlich der 600-Jahr-Feier der Gründung der Hanse, des spätmittelalterlichen Bündnisses zum Schutz der Handelswege, unterstützte Herwegh damit den Aufruf zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte. Die deutschen Staaten besaßen keine Kriegsschiffe. Das Handels- und Wirtschaftsbürgertum, zumal des wirtschaftlich und politisch führenden Teilstaates Preußen, verlangte zum Schutz seiner Handelsinteressen – insbesondere seit der Gründung des Deutschen Zollvereins 1835 – eine Kriegsflotte.⁶⁶ Herwegh war mit seinem weithin bekannt gewordenen »Flottenlied« einer der Ersten, der diesem Verlangen Ausdruck verlieh.⁶⁷ Um dem deutschen Führungsanspruch gerecht zu werden, solle, so Herwegh glühend nationalistisch, »das große Hoffnungsvolk der Erde« »das Steuer der Weltgeschichte« ergreifen und »der Welt Erneuerer« sein. Das war der gleiche Hegemonieanspruch wie in Hoffmann von Fallerslebens »Lied der Deutschen« mit seinem »Deutschland, Deutschland, über alles, / Über alles in der Welt« und wie bei Fichte und Arndt. Herweghs »Flottenlied« war und blieb ein früherer Fehltritt, den er freilich bald darauf korrigierte, indem er sich jener humanen, völkerverbindenden Perspektive anschloss, für die bereits Victor Hugo und mittlerweile auch Lamartine in Paris warben.

*Es kommt nicht darauf an, wem der Rhein gehört,
sondern ob die Menschen, die an ihm leben, frei sind*

Allmählich beruhigten sich auf beiden Seiten des Rheins die aufbrausenden Gemüter wieder. Um zweieinhalb Jahrzehnte später, 1870, vor und während des Ausbruchs des Deutsch-Französischen Krieges wieder massiv aufzuflammen. Alphonse de Lamartines »Friedensmarseillaise« vom 28. Mai 1841 war eine friedliche, versöhnliche Antwort auf Beckers Rheinlied: Warum sollte auch ein Fluss derart Gegenstand der Eigenliebe und des Fremdenhasses werden? Lamartines Appell: »Nationen! (stolzes Wort für eine schlechte Sache!) / ist euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht? / Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache! / Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache! / Die Bruderliebe wahrlich nicht!« Lamartine weiter: Der Fluss mit seinem immer wieder neuen Wasser gehöre nicht nur den einen, er gehöre allen, die an ihm wohnen und leben.

Doch obwohl sich die Wogen glätteten, dauerte die von Beckers und – zunächst auch – Herweghs Rheinliedern beförderte romantische Rheinbegeisterung fort, in einer Weise, die, so Bismarck später, »Armeen wert«

war. Das Lied »Die Wacht am Rhein« des 19-jährigen Max Schneckenburger, ebenfalls angeregt von Beckers Rheinlied und niedergeschrieben im November 1840, wurde 1870 im Deutsch-Französischen Krieg zur Kriegshymne der Deutschen und mit der bald folgenden Reichsgründung zu einer Art inoffizieller Nationalhymne. Der Erfolg der kriegerischen Einigung durch Bismarcks »Eisen und Blut«-Politik hatte sich bequem auf den Mythos vom deutschen Rhein stützen können.

Andererseits: Im uralten französisch-deutschen Streit um den »Schicksalsstrom« Rhein stellte Herwegh dann wie Lamartine im vom »Lieder«-Komponisten Wilhelm Speyer vertonten Gedicht »Protest« – niedergeschrieben in der ersten Hälfte des Jahres 1841 – auch klar: »Singt alle Welt: Der freie Rhein! / So sing' doch ich: Ihr Herren, nein! / Der Rhein könnt' freier sein – / So will ich protestieren.« Und Herwegh, seinen sich entwickelnden Pazifismus formulierend, begründete diese Protesthaltung mit den Verszeilen:

Was geht mich all das Wasser an
Vom Rheine bis zum Ozean?
Sind keine freien Männer dran,
So will ich protestieren.⁶⁸

Französisch-deutsche Allianz in einer Europäischen Union

Während die große Mehrheit der Franzosen den Rhein noch immer als Grenze zu Deutschland reklamierte, widersprach ihr der Europäer Victor Hugo. Ein Kenner germanischer Mythologie und deutscher Geschichte wie Kultur, berichtete er in seiner Reportage »Le Rhin« (1842) über seine Rheinreisen der Jahre 1838, 1839 und 1840. Er machte wie schon Germaine de Staël in »De l'Allemagne« das französische Publikum mit der Kultur der deutschen Nachbarn vertraut und setzte sich für ein Bündnis zwischen beiden Staaten ein. Eine Allianz zwischen beiden Ländern bedeute die Konstituierung Europas, Zwist dagegen dessen Auflösung. Gegen die Vorherrschaft der beiden Großmächte, Englands im Westen und Russlands im Osten, gebe es aber nur ein Mittel, nämlich den deutsch-französischen Zusammenhalt. Hugos weitsichtiges Projekt Europa stieß jedoch bei seinen Landsleuten (und ebenso auf der deutschen Rheinseite) noch immer auf Unverständnis.⁶⁹

*Gegen Fremdenfeindlichkeit:
»Nationalität trennt – Freiheit verbindet.«*

Herwegh störten nun die selbstgerechten Töne deutschtümelnden Franzosenhasses und kleinkarierter Fremdenfeindlichkeit. Er ging auf Abstand. Wenn Nikolaus Becker – dem König Friedrich Wilhelm IV. aus Dank dafür tausend Taler überwies – zum Ausdruck gebracht hatte, die Franzosen sollten ihn nicht haben, »den freien deutschen Rhein«, dann fragte Herwegh jetzt: Ist er denn so frei, der Rhein? Weder im Frankreich des autoritären »Bürgerkönigs« noch im Deutschland des feudalen »Vormärz« herrschte Freiheit. Und wichtiger als die – geographische – Freiheit des Rheins war politische Freiheit, das heißt die republikanische und demokratische Verfassung der Anrainerstaaten Deutschland und Frankreich. Der Rhein sollte umwohnt sein nicht von Unterdrückten, sondern von freien Menschen. »Singt alle Welt: Der freie Rhein! / So sing' doch ich: Ihr Herren, nein! / Der Rhein, der Rhein könnt' freier sein.«⁷⁰ Bereits im Gedicht »Das freie Wort« hatte Herwegh angedeutet: »Habt Ihr es nicht gelesen; / Das Wort war vor dem Rhein? / Am Anfang ist es gewesen, / Und soll drum ewig sein. / Und eh' Ihr Einen Schläger / erhebt zum Völkermord, / Sucht unser Pannerträger, / Das freie Wort!«⁷¹

Herwegh vollzog nach der Rheinkrise eine Wende in der Rangfolge seiner Überzeugungen. Er gab jetzt der politischen und sozialen Freiheit den Vorrang vor der nationalen Einheit: »Nationalität trennt – Freiheit verbindet.« Zeitlebens wurde dieses Bekenntnis eines seiner Kernargumente. Michail Krausnick: »Sein Traum von der Freiheit der Völker und der Menschen verträgt sich nun mal nicht mit deutschnationalem Gepolter.«⁷²

Feuerbachs Religionskritik

Herwegh hatte in Gutzkows »Telegraph für Deutschland« seine ersten religionskritischen Verse veröffentlicht, seine an Shelley, den er verehrte, orientierte Absage an einen Gott: »der für der Völker Schicksal blind und taub für ihre Schrecken«.⁷³ Und seine Hinwendung zum Atheismus hatte er fortgesetzt in der »Deutschen Volkshalle« in Gedichten wie »Lied von der Weisheit«⁷⁴ der in den »Gedichten eines Lebendigen« mit »Ich zähle gern bei guten Christen«, »Die uns als wilde rohe Zweifler« oder »Wie Jacob hab ich oft mit Gott gerungen« sowie in einigen Weihnachtsliedern.

Herweghs Atheismus wurde entscheidend geprägt durch Ludwig Feuerbach, auf den er vermutlich in Gutzkows »Jahrbuch der Literatur« von



Abb. 2: Ludwig Feuerbach

1839 durch eine Skizze Karl Riedels über »Ludwig Feuerbach« aufmerksam geworden war. Feuerbachs Erstlingsschrift »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit« – seit Januar 1829 war der 25-jährige Feuerbach in Erlangen als Privatdozent tätig – war kurz nach dem Ausbruch der Pariser Julirevolution von 1830 anonym erschienen und wurde sofort verboten. Für dergleichen hatte der widerspruchsbereite Maulbronner Schüler Herwegh ein besonderes Gespür. Ob Feuerbachs Erstlingsschrift ihm freilich schon in Maulbronn in die Hände fiel, ist ungewiss. Feuerbach bekannte sich darin zum von Spinoza vorgetragenen Pantheismus – wie es auch zahlreiche deutsche Autoren von Lessing bis Goethe taten. Er lehnte den Glauben an einen persönlichen Schöpfergott ebenso ab wie den an die Unsterblichkeit der Seele. Mit dieser Zurückweisung der christlichen Jenseitshoffnung auf ein Leben nach dem Tode schlug Feuerbach eine neue Sicht auf Welt und Mensch vor: »Jetzt gilt es vor allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich konzentriere.« Das war eine unversöhnliche Kampfansage an Thron und Altar. Die Reaktion folgte: Die eng geknüpfte ideologische und administrative Verbindung zwischen Kirche und Staat beendete Feuerbachs Universitätskarriere. Seine zahlreichen Versuche, ein Lehramt zu erlangen, blieben danach erfolglos.

Schon früh verstand es Herwegh, wie der Hegelschüler Feuerbach, Tod und Leben dialektisch aufeinander zu beziehen – als zusammengehörige, einander bedingende Seinsweisen. Was ihn in die Lage versetzte,

dem Tod mit heiterer Gelassenheit zu begegnen, wie im 18. Sonett »Der Tod, ihr Freunde, ja der Tod soll leben«:

Der Tod, ihr Feunde, ja, der Tod soll leben!
Ich hab' ein glühend Lied in tiefster Nacht
Dem treusten Freund der Erde angefacht;
Die Toten will ich und den Tod erheben!

Wir sind nur Kinder, die mit Widerstreben,
Gleich Tropen von dem Meer, sich losgemacht,
Und die vom Tode werden heimgebracht
Und liebend an das All zurückgegeben.

Vernichtung dünkt euch eine herbe Pille?
Doch – heischt' das Element nicht diesen Zoll,
Das Sterben würde unser eigner Wille.

Das Sterben macht das Leben ganz und voll;
Erst sei das Herz in unsrem Busen stille,
Wenn's in der Brust der Menschheit schlagen soll.⁷⁵

Getragen vom gleichen pantheistischen Grundgedanken wie Feuerbach, beschrieb Herwegh in einigen Gedichten sein inniges Verhältnis zur Natur. So in den »Waage«-Gedichten von 1841: »Im Herbst (Die Erde fordert kalt zurück)« und »Naturstimmen«.

Zu Herweghs schönsten Gedichten zählt neben der Elegie »Ich möchte hingehn wie das Abendrot« auch das 9. Sonett »Den Naturdichtern«. In ihm sagt er aus: Poesie ist – wie der Gott der Pantheisten – in allen Dingen. Das individuelle Sein ist endlich, das Allgemeine dagegen unvergänglich, denn die Natur regeneriert sich stets aufs Neue. Allerdings: die Natur ist auch voller Überraschungen, so die witzige Schlusspointe.

Den Naturdichtern

Titan und Zwerg, das Große, wie das Kleine,
Ist Poesie, und Poesie im Halme,
Wie in des Orientes stolzer Palme,
Und Poesie noch in der weisen Steine;

Und Poesie die Mück im Sonnenscheine,
Und Poesie in eines Dampfschiffs Qualme,

Und Poesie auf einer Schweizeralme,
Und Poesie vor allem auch im Weine.

Wo euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauscht die Poesie mit ihren Schwingen;
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.

Wie Gott, ist sie zuletzt in allen Dingen:
Doch wenn einmal ein Löwe vor euch steht,
Sollt ihr nicht das Insekt auf ihm besingen.⁷⁶

Und in der 34. seiner »Xenien« im »Zweiten Teil« der »Gedichte eines Lebendigen« zitiert Herwegh Feuerbach mit den Worten: »Wie muß des Denkers scharfes Schwert / In eure Hasenseelen fahren! / Hört doch: Das Beste ist nicht wert, / In Ewigkeit es aufzusparen; / Was einmal die Natur erschuf / Kann die auch noch einmal erschaffen.« Doch Feuerbach, der »Genius«, der eben dazu die Menschen auffordert, ihr Lebensglück nicht an Gott im Jenseits zu delegieren, sondern es auf Erden selbst in die Hand zu nehmen, hat es schwer, so bedauert der Xenien-Dichter Herwegh, »die Burg des Unsinns zu bezwingen«.⁷⁷

Herwegh, wie viele Zeitgenossen tief beeindruckt von Feuerbach, verfolgte nach den die »Thorheit des Pietismus« anklagenden »Gedanken über Tod und Unsterblichkeit« mit gespannter Aufmerksamkeit alle weiteren Arbeiten Feuerbachs. Auf dessen Schrift »Über Philosophie und Christentum«, angezeigt im Leipziger »Neuesten Messkatalog«, ging er in seiner Rezension »Der neueste Messkatalog« ein.⁷⁸ Feuerbach klagte in nie zuvor geäußelter Schärfe an: »Der Glaube an ein himmlisches Leben zerstört das Gattungsleben der Menschheit, vertilgt den wahren Gemeingeist, entmenscht den Menschen und ist daher der wahre Vernichtungsglaube.«⁷⁹ Ausführlicher noch befasste sich Herwegh in seinem Aufsatz »Feuerbach und Rosenkranz« mit der philosophischen Position dieses einzigartigen »Rebellen«, der sich kritisch auch mit Hegel auseinandersetzte. Während Hegel noch Wissenschaft und Glaube, Philosophie und Theologie hatte versöhnen wollen, bestand Feuerbach auf Trennung. Herwegh folgte ihm dabei. Und er stimmte auch überein mit Feuerbachs Aufsatz »Zur Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie«, die im September 1839 in den »Hallischen Jahrbüchern« erschien, dem Organ der Linkshegelianer, das Herwegh genau verfolgte.

In seinem Essay vom 19. September 1839 in der »Deutschen Volkshalle«⁸⁰ verbeugte sich Herwegh zwar vor Hegel, erörterte aber zustimmend Feuerbachs Einwand gegen dessen Idealismus. Hegel erklärte zur

wahren Wirklichkeit das im Denken, im Begriff gefasste Allgemeine. Die gegenständliche, in der Sinnlichkeit gegebene Welt wertete er dagegen zum bloßen Schein herab. Und machte so zum Ausgangspunkt seiner Philosophie nicht das empirische, das reale Sein, sondern nur die Abstraktion des Seins, die Idee. Damit verfallte er, so Feuerbach, statt die Gedanken aus den Dingen zu gewinnen, in den Fehler, die Dinge aus den Gedanken zu entwickeln. Dieser Gedankenführung, die den Materialismus begründete, schloss sich Herwegh an: Das Sein habe den Vorrang vor dem Bewusstsein, das Einzelne und Konkrete vor dem Allgemeinen und Abstrakten.

Dieser Materialismus entfaltete sich naturgemäß auch in Kunst und Literatur. Darauf hatte, so Herwegh, Literatur- und Kunstkritik zu achten. Das Beschreiben des real existierenden Kunstwerkes in allen seinen Bestandteilen hatte dabei Vorrang vor den begrifflichen Verallgemeinerungen seines Gehalts. Der junge Herwegh verbat sich so jeden absoluten Maßstab, jedes Dogma, weil ebendem das »konkrete Verständnis des Schönen« abgehe und weil es sich damit begnüge, »aus der vollen Traube nur den abstrakten Schnaps des Gedankens abzudestillieren«. »Wenn aber Form, Farbe, Quantität, um sie recht zu empfinden, erst in der Kategorienretorte sublimiert werden müssen«, führte Herwegh aus, »wenn das Sinnliche als solches keinen Sinn mehr hat, wenn das Leibliche wie in dieser Ästhetik sich erst entleiben muß, um seinen Reichtum aufzuschließen – geht da nicht für die Kunst der Grund selbständiger Existenz zugrunde?« Herwegh sprach sich als bekennender Feuerbachianer für eine »empirische Ästhetik« aus, eine Ästhetik, die auf die konkrete Anschauung setzte und das »unmittelbare anschauliche Denken« favorisierte.

4. Von Emmishofen nach Zürich – Redakteur der »Volkshalle«

»Mit Menschen Mensch sein« – Georg Büchners letzte Vermieter

Noch in Emmishofen besuchte der junge Literatur- und Kunsthistoriker Johannes Scherr Herwegh, eine Begegnung, die er in seiner Schrift »Georg Herwegh. Literarische und politische Blätter« (1843) festgehalten und in der er Herweghs Person genau beschrieben hat: »Mit Herweghs Sorglosigkeit verbindet sich ein hoher Grad an Gutmütigkeit, nicht der Gutmütigkeit der Dummheit, sondern jener liebe Drang des Herzens,